

**Zeitschrift für Sprache
in der deutschen Schweiz**

SCHWEIZERDEUTSCH

2/11

**Christian Schmid und
seine Schnabelweid**

**JA zur Mundart im
Kindergarten!**

**Stadtberndeutsch und
Jahresversammlung 2011**

Wiise • Wiis • Wisel

Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz 19. Jahrgang Nummer 2 / 2011

INHALT

Zu diesem Heft	2
Christian Schmid Sprachgespräch Mit Alexandra Schiesser	3
Zürich und Basel stärken die Mundart im Kindergarten	7
Hinterwäldlerisch, fremdenfeindlich, rückständig?	8
Ein sprachpolitisches Zeichen	9
Mythos Mundart Von Gordana Mijuk	10
Hochdeutsch in aller Munde Helen Christen/Manuela Guntern/Ingrid Hove/Martina Petkova	12
Handbuch Hochdeutsch Claudia Neugebauer/Thomas Bachmann	13
Ernst Eggimann, Henusode 1968	14
Mani Matter im Landesmuseum	15
Stadtberndeutsch Beat Siebenhaar, Fredy Stäheli, Roland Ris	16
VSD JAHRESVERSAMMLUNG 10.9.2011	17
Rudolf Suter 1920-2011 Erinnerungen von Jürg Bleiker	19
Ein universaler Spiegel helvetischen Lebens Alfred Egli über Heft 218 des Idiotikons	21
Leserpost Büchertisch	24 26
Ricarda Liver, Deutsch-rätoromanischer Sprachkontakt Von Jacqueline Preisig	27
edgar euel, gwonete & ungwonets Das Kreuzwörtertsel	29 30
Abonnementsbestellung und Vorzugsangebot	32

IMPRESSUM

SCHWEIZERDEUTSCH setzt die Zeitschrift «Mundart. Forum des Vereins Schweizerdeutsch» fort.

Die Zeitschrift wird ergänzt durch ihre Webseite
www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch oder www.ch-dt.ch

Herausgeber
Verein Schweizerdeutsch, Postfach 111, 8460 Marthalen

Redaktionskommission
Helen Christen (hc.)
Beat Dittli (bd.)
Stephan Frech (fr.)
Alfred Vogel (av.)

Redaktion
Redaktion SchweizerDeutsch
Ruedi Schwarzenbach (rs.)
Seestrasse 610, 8706 Meilen
044 923 09 39
ruedi.schwarzenbach@swissonline.ch

Vertrieb, Abonnemente, Probehefte
Thomas Marti
Untere Hardegg 32
4600 Olten
062 296 77 80
thomarti@bluewin.ch

Erscheint dreimal jährlich
Einzelheft: 9 Franken
Jahresabo: 27 Franken
Postkonto: 80-11147-6
Bestellformular: Seite 32

Anzeigen: auf Anfrage bei der Redaktion
Layoutkonzept: Guido Widmer, Zürich
Korrektorat: Alfred Vogel
Druck: Druckerei W. Haderer, Unterengstringen

Die Georg und Bertha Schwyzer-Winiker Stiftung hat die Neugestaltung dieser Zeitschrift ermöglicht.

Mit Förderung des **MIGROS kulturprozent**

ISSN 1663-2338

Mundart und Hochdeutsch

Die beiden Formen des Deutschen in der Schweiz stehen im Blickfeld dieser Nummer: bald für sich, bald miteinander, bald gegeneinander

DRS-Mundartmeister Christian Schmid

im Gespräch mit Alexandra Schiesser über die Schnabelweid und den Briefkasten, über sein berufliches Wirken und seine Freude an der Sprache

Seiten 3–6

JA zur Mundart im Kindergarten

Die Abstimmungsergebnisse in Zürich und Basel. Dreierlei Kommentare. Die NZZ über den «Mythos Mundart»

Seiten 7–11

Hochdeutsch in aller Munde und Hochdeutsch in der Schule

Die Freiburger Untersuchung zu Polizeinotrufen und das Zürcher Handbuch zum Hochdeutschsprechen in der Schule

Seiten 12–13

Vor der VSD-Jahresversammlung 2011 in Bern

Beiträge über Ernst Eggimann, die Mani Matter Ausstellung im Landesmuseum und das Stadtberndeutsche

Seiten 14–17

Ein universaler Spiegel helvetischen Lebens

Lauter Wörter mit der Lautfolge *wis*: Lesefrüchte aus dem neuen Heft des Idiotikons

Seiten 21–23

«Über e Bärig sii», «s Gröbschte hinder sich haa» ...

Mit diesen Redensarten drückt man bildhaft aus, dass die schwierigsten Hürden einer Arbeit überwunden sind. Leider noch nicht über den Berg und leider das Gröbste noch nicht hinter sich hat unsere Zeitschrift Schweizer-Deutsch. Obwohl das Echo auf unser Heft äusserst positiv ist und auch wir selber den Eindruck haben, das Blatt dürfe sich sehen und vor allem lesen lassen, ist die Abonnementszahl dermassen klein, dass wir weit, sehr weit von der Kostendeckung entfernt sind. Mit jeder weiteren Nummer schrumpft unser Angespartes und wir beobachten mit grosser Sorge, wie wir hindertsi machen.

Wenn Sie unsere Zeitschrift mögen und Sie sie weiterhin lesen möchten, dann helfen Sie uns mit, weitere Abonnentinnen und Abonnenten zu finden. Werben Sie für Schweizer-Deutsch – oder verschenken Sie ein, zwei, drei ... Abonnements!

Die Herausgeber

www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

oder kürzer

www.ch-dt.ch

NEU: LOSE UND LÄSE TONAUFNAHMEN
ARCHIV
ERGÄNZUNGEN UND BEISPIELE
ABOBESTELLUNG
VSD VEREIN SCHWEIZERDEUTSCH

DOSSIERS: Sprachleben
Mundartliteratur
Nachschlagewerke
Mundart und Schule
Orts- und Flurnamen

Zu diesem Heft

Von Ruedi Schwarzenbach

«JA zur Mundart im Kindergarten» hiess die Initiative, die das Zürcher Stimmvolk (und ähnlich auch das Basler) im Mai dieses Jahres angenommen hat. In der Sache holt sie den Sprachlehrplan des Kindergartens wieder auf den bewährten Boden zurück, der dem Verhältnis von Mundart und Hochdeutsch in der deutschsprachigen Schweiz entspricht, der altersgerecht und flexibel ist und den Kindergärtnerinnen die nötige Gestaltungsfreiheit und Selbstverantwortung wahrt.

In der Meinungsbildung vor der Abstimmung allerdings ging es vielen weniger um die Sprache im Kindergarten als um «die Mundart» allgemein; andern mehr um parteipolitische Ideologie als um Sprachbildung. Derlei gehört zur politischen Willensbildung über Sachfragen – und erinnert daran, dass Lehrpläne nicht ohne ihre gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Hintergründe erlassen und verstanden werden können. Der neue Zürcher (Sprach-)Lehrplan gilt ja auch als Reaktion auf den «Pisa-Schock». Wenn er damit über das Ziel hinausgeraten ist, so hat ihn die Abstimmung «JA zur Mundart im Kindergarten» zurückgeholt.

■

«Für Mani Matter gab es kein Denken ohne Sprache und Gespräche. Was man dachte, musste so präzise wie möglich formuliert werden. Die Konsequenz war die lebenslange Arbeit an der Sprache, mit der er sich genauso ernsthaft auseinandersetzte, wie er lustvoll mit ihr zu spielen vermochte.» So Wilfried Meichtry im Buch zur Ausstellung «Mani Matter (1936-1972)» im Landesmuseum Zürich.

Mani Matters Muttersprache war Französisch. Das Berndeutsche lernte er von den Haushalthilfen und mit dem Schuleintritt. Welche Meisterschaft er in seinem Dialekt entwickelte, zeigen seine Lieder. Welche besondere Rolle der Dialekt darin übernimmt, ist in Franz Hohlers Beitrag zum Ausstellungsbuch nachzulesen.

Wie meisterlich Mani Matter sich aber auch im Hochdeutschen auszudrücken wusste, zeigen – ebenfalls in dieser Ausstellung – seine Schriften, gedruckte und ungedruckte, und Tondokumente.

Warum vergisst man in Diskussionen über Mundart und Hochdeutsch so rasch, wie selbstverständlich sich solche Varietäten ein und derselben deutschen Sprache in die vielfältigen sprachlichen Aufgaben teilen, wie notwendig sie ineinander übergreifen, wie leicht sie wechselseitig geben und nehmen und doch ihre Strukturen wahren?

■

Was Dialekt im besonderen ist und sein kann und wie viel er vom Wesen, Denken und Fühlen der einzelnen und ihrer Sprachgemeinschaften ausdrückt, zeigt Christian Schmid seit 20 Jahren in seiner Schnabelweid und ihrem Briefkasten, die heute mit der «DRS-Mundartplattform» vielfältig mit andern Sendungen wie den Morgengeschichten oder Hörspielen verknüpft sind: als schönes Exempel dafür, wie die SRG ihren gesetzlichen Auftrag wahrnimmt, zur «kulturellen Entfaltung und zur Stärkung der kulturellen Werte des Landes sowie zur Förderung der schweizerischen Kultur» beizutragen.

CHRISTIAN SCHMID

Ein Sprachgespräch von Alexandra Schiesser mit dem DRS-Mundartmeister von Mailbox und Schnabelweid



Herr Schmid, Sie sind landesweit als DRS-Dialektologe bekannt: Ihre Stimme steht für eingängige Worterklärungen, sympathische Interviews und spannende Geschichten. Dialekte sind Ihr Tagesgeschäft – wann ist Ihre Leidenschaft für die Sprache erwacht?

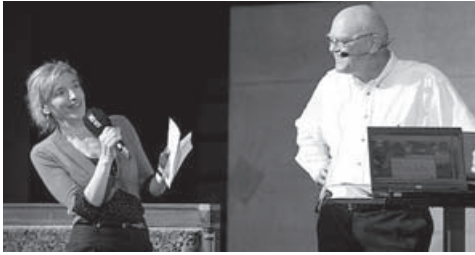
Wenn ich zurückblicke – sehr früh: Ich bin als Sohn von Berner Eltern in der Ajoie aufgewachsen, mein Vater war Grenzwächter. Zu Hause haben wir Berndeutsch gesprochen. Mit dem Nachbarsbub aber musste ich Französisch sprechen – so rückte die Sprache in den Mittelpunkt des Interesses. Ich kann mich erinnern, wie ich mich mit Jugendfreunden um Wörter stritt, um «fer à cheval» etwa: Ich konnte nicht begreifen, wie man das Hufeisen so taufen konnte. Schliesslich beschlug man das Pferd ja am Huf, nicht irgendwo sonst! Oder «fil de fer» für Draht, und «fil de fer barbelé» für Stacheldraht – «was ist das Französische für eine komplizierte Sprache», dachte ich mir. Als ich sieben Jahre alt war, zogen wir mit der Familie nach Basel. Dort stellten sich auf einmal neue Probleme: Ich mit meinem breiten Berner Dialekt war gezwungen, meinen Basler Schulkameraden zu erklären, was denn «geng» bedeute, oder «Himmugüegeli», dem sagt man in Basel ja «Mariekäferli». Es folgte ein weiterer Umzug nach Bolligen, wo ich die Sekundarschule besuchte: Dort ist mir das Berndeutsche eingefahren, und ich spreche es bis heute, auch wenn ich nachher viele Jahre in Basel lebte.

In Basel haben Sie eine Lehre als Chemielaborant absolviert – wann haben Sie sich beruflich für die Sprachen entschieden?

Als ich mit 20 meine Lehre als Chemielaborant beendete – übrigens eine sehr spannende Arbeit –, machte ich mir Gedanken über meine Zukunft, die Weiterbildungsmöglichkeiten als Laborant waren beschränkt. Ich überlegte mir, ins Ausland zu gehen, das Tech zu absolvieren oder die Matura zu machen – wofür ich mich letztlich entschied. Meine Freude an der Sprache brachte mich zu einem Germanistik- und Anglistikstudium, das ich mit grossem Interesse verfolgte.

Sie haben in der Germanistik gar eine Doktorarbeit geschrieben und lange als Assistent gearbeitet. Was hat Sie zum Radio gebracht?

Ans Radio-Machen hatte ich nie gedacht, bis 1988 eines Abends das Telefon klingelte und der damalige DRS-Redaktor mich fragte, ob ich Interesse hätte, als Mundartspezialist bei DRS1 einzusteigen. Ich habe mich beworben, die Stimmtests absolviert und wurde angenommen – es war also eigentlich ein Zufall. Die Mundartsendung, für die ich eingestellt wurde, hiess «Mundartegge» und wurde am Sonntagnachmittag ausgestrahlt. 1991 gab es eine Reorganisation, damit war die Schnabelweid geboren.



20 Jahre «Schnabelweid» 2011. Zu Gast im Theater an der Murg in Stans
Moderatorin Anita Richner mit Christian Schmid. Bild: SRF, Christof Möri

*Es gibt fast nichts, das unser Wesen besser
widerspiegelt als die Art,
wie wir sprechen.*

Die Schnabelweid feiert heuer ihr 20-jähriges Jubiläum: Wie hat sich die Sendung durch die Jahre verändert?

In den Anfängen wurde die Sendung jeweils samstags von 20.00 bis 20.30 ausgestrahlt, seit geraumer Zeit nun am Donnerstag von 21.00 bis 22.00 Uhr. Eine wichtige inhaltliche Veränderung war die Einführung des Briefkastens, wo wir Anfragen von Hörerinnen und Hörern beantworten. Der Briefkasten war von Anfang an sehr beliebt! Von der Konzeption her hat sich – bis auf die Tatsache, dass wir mit der Zeit gehen – nicht viel verändert: Es ist nach wie vor unser Hauptanliegen, die Hörerschaft über die Mundartkultur zu informieren. Wir berichten über das vielfältige Mundartschaffen, greifen auf, was in der Wissenschaft und Politik zur Mundart diskutiert wird, porträtieren Mundartschriftsteller und Mundartmusiker. Auch neue Formen der Mundartkultur bringen wir in der Sendung: Mundartrap, Spoken Word, Slam-Poetry, dies sind wichtige und spannende Entwicklungen. Ich persönlich bin ein grosser Liebhaber von traditionellen Erzählungen. Ich finde es etwas vom Schönsten, mit einem Bergbauern zu plaudern, vom Haslital, zum Beispiel. Nie vergesse ich auch das Gespräch mit der Thurgauer Bauerntochter Elisabeth Bommeli, die mir daheim in der Stube die tollsten Geschichten erzählt hat. Das war eine wunderbare Begegnung!

Alexandra Schiesser ist im Begriff, ihr Studium der Dialektologie an der Universität Freiburg abzuschliessen. Sie führt die «Sprachgespräche» für SCHWEIZERDEUTSCH und hat in der letzten Nummer das Buch von Stephan Hammer über Mani Matter und die Liedermacher besprochen.

Sie haben ein echtes Interesse an den Menschen, ihrer Sprache und Kultur. Ist es das, was Sie an der Arbeit beim Radio so fasziniert?

Ich finde, die Sprache kennzeichnet die Menschen: Es gibt fast nichts, das unser Wesen besser widerspiegelt als die Art, wie wir sprechen. Meine Faszination hat auf der einen Seite damit zu tun, dass ich den Menschen auf eine sehr intensive Art begegnen kann, wenn Sie mir etwas erzählen – oder wenn ich Ihnen etwas erzähle. Auf der anderen Seite ist es auch die Schweizer Sprachsituation, die mich fasziniert. Wir leben hier gewissermassen in einem offenen Sprachlabor: Wir kommen zur Welt, sprechen eine Mundart, verstehen etwa dreissig und stehen zusätzlich noch in diesem Spannungsverhältnis Mundart-Schriftdeutsch – eigentlich werden wir zu sprachlichen Universalgenies ausgebildet! Die Schweizer haben manchmal ein gespanntes Verhältnis hierzu – ich hingegen finde diese Konstellation genial und mir liegt viel daran, meine Freude weiterzugeben.

Was Ihnen offensichtlich gelingt. Erhalten Sie häufig Reaktionen auf Ihre Sendung?

Ja, und dies ist ein sehr schöner Punkt an meiner Arbeit. Ich habe zu den Hörerinnen und Hörern einen guten Kontakt, unter anderem darum, weil sie ihre Fragen einschicken können. In den Begleitschreiben zu den Anfragen finden sich dann oft Komplimente, Dankeschreiben für die Geschichten am Donnerstagsabend, was mich natürlich bestärkt! Überaus freut mich auch die Offenheit des Publikums: Die Sendung erreicht von 20- bis 80-jährigen alle. Ich finde es toll, eine Stunde lang eine Sendung zu einem Mundartrapper zu machen, die bei allen gut ankommt.

Wir berichten über das vielfältige Mundartschaffen, greifen auf, was in der Wissenschaft und Politik zur Mundart diskutiert wird, porträtierten Mundart-schriftsteller und Mundartmusiker.



Eine Erweiterung stellt sicher auch die Mundartplattform dar: Wie ist es dazu gekommen?

Die Mundartplattform war eine Idee von DRS1 Programmleiter Christoph Gebel: Er hat die Mundart als etwas Wichtiges empfunden. Und weil heute viel über Internet abläuft, schlug er vor, die Mundart auf intelligente Art und Weise aufs Netz zu bringen. Die Plattform umfasst viele Sparten: Ein Mundartlexikon, in dem man Wörter und Erklärungen suchen kann, alte Sendungen, die abgerufen werden können, Ankündigungen für neue Sendungen, Beiträge zum Monatsthema, eine Rubrik Mundartnachrichten usw. Mir schwebt zusätzlich eine Agenda vor, in denen sich Leute eintragen können, die eine Veranstaltung zum Dialekt machen.

Sie geben Ihr Amt im Mai 2012 ab – mit einem lachenden oder einem weinenden Auge?

Ich mache die Arbeit wahnsinnig gern, das ist klar, und der Schritt aus der Arbeitswelt gibt jedem zu denken, der mit Begeisterung dabei war. Aber der Produktionsdruck ist hoch und mit zunehmendem Alter nimmt das Vermögen, mit dem Tempo mitzuhalten, ab. Zudem habe ich mit Markus Gasser von der Uni Basel einen ausgezeichneten Nachfolger, der die Schnabelweid weitertragen wird. Sie ist bei ihm und Christian Schmutz in besten Händen.

Haben Sie Pläne für die Zeit nach Ihrer Pensionierung?

Ja – ich gehe natürlich nicht von 150 auf null. Es gibt sicher die eine oder andere Sendung, in der ich noch zu hören sein werde. Zudem habe ich weitere Projekte im Kopf. Ich habe immer gerne geschrieben. Während meiner Uni-Zeit etwa habe ich einen Gedichtband veröffentlicht, später Prosatexte und in

den letzten zehn Jahren sind fünf Bücher erschienen. Aber so richtig Zeit zum Schreiben blieb mir nicht. Ich freue mich darauf, mich wieder hinter längere Arbeiten zu setzen – Romane, das braucht Zeit.

Vielen Dank für das Gespräch, Christian Schmid, und alles Gute für die Zukunft.

Ein kürzeres Gespräch mit Christian Schmid, ebenfalls im Zusammenhang mit «20 Jahren Schnabelweid» geführt, ist über die Webseite www.drs1.ch auf Facebook zu hören.

Eine Auswahl seiner Bücher:

Christian Schmid, Nebenaussen. Muri bei Bern 2002, Cosmos Verlag. ISBN 3-305-00405-3.

Christian Schmid, Botzheiterefaane: Wortgeschichten aus Schnabelweid und Mailbox von DRS 1. Muri bei Bern 2008, Cosmos Verlag. ISBN 3-305-00408-8.

Christian Schmid-Cadalbert, Barbara Traber [Hrsg.]: Gredt u gschribe: eine Anthologie neuer Mundartliteratur der deutschen Schweiz. Aarau 1987, Sauerländer. ISBN 3-7941-2940-7.

Schwyzertütschi Dialäktschrift: Dieth-Schreibung. Von Eugen Dieth; bearbeitet und herausgegeben von Christian Schmid-Cadalbert. Aarau 1986. ISBN 3-7941-2832-X.

Als wissenschaftlicher Mitarbeiter (Redaktor) des Sprachatlasses der deutschen Schweiz (SDS) hat Christian Schmid zahlreiche Karten der Wortgeographiebände VI–VIII zu den Themen Umwelt, Haus und Hof, Haustierte, Wald- und Landwirtschaft erarbeitet und gestaltet.



Christian Schmid und Christian Schmutz recherchieren auf offener Szene im Stanzer Theater an der Murg für den «Briefkasten». Ob sie nach der Herkunft des Wortes *Schnabelweid* suchen? Dann hätte Christian Schmutz auf seinem Notebook www.idiotikon.ch gewählt und im IDIOTIKON ONLINE *Schnabelweid* als Suchwort eingegeben. Was früher längeres Blättern in einem der 16 Bände mit dem vertrackten Einordnungssystem gebraucht hätte – zu finden ist die Zusammensetzung nämlich nicht beim *Sch-*, sondern unter dem Leitwort *-Weid* –, lässt sich heute in Sekundenschnelle auf den Bildschirm holen: *snabelweide* ist ein mittelhochdeutsches Wort. Sein ältester Beleg im Idiotikon stammt von Kaspar Suter, einem Lehrer und Schreiber aus Thalwil, der das Wort in seiner Schweizerchronik von 1549 im Zusammenhang mit Landvogt Gessler brauchte, der zu Küssnacht *ein gut lustparlich vest schloss und guote schnabelweid* gehabt habe. Als «Ort, Stelle mit reichlicher Nahrung» umschreibt das Schweizerdeutsche Wörterbuch denn auch die Bedeutung einer *Schnabelweid*. Für Christian Schmid ist sie seit 20 Jahren ein Ort mit unerschöpflicher Sprachnahrung. Im «MundartLexikon» auf der Webseite der DRS-Mundartplattform sind all die Wörter und Wendungen verzeichnet, denen er seit 1991 nachgegangen ist. Auch *Schnabelweid!*

Christian Schmid und seine «Schnabelweid»

Nach dem Bundesgesetz über Radio und Fernsehen von 2006 fördern die Programme der SRG «das Verständnis, den Zusammenhalt und den Austausch unter den Landesteilen, Sprachgemeinschaften, Kulturen und gesellschaftlichen Gruppierungen. Dabei berücksichtigt sie die Eigenheiten des Landes und die Bedürfnisse der Kantone.»

Damit trägt die SRG zur «kulturellen Entfaltung und zur Stärkung der kulturellen Werte des Landes sowie zur Förderung der schweizerischen Kultur» bei, sowie zur «Bildung des Publikums, namentlich durch die regelmässige Ausstrahlung von Sendungen mit bildenden Inhalten».

Glücklich, wer von sich sagen darf, dass er einen gesetzlichen Auftrag so gut und so gern erfüllt und lebt, wie Christian Schmid mit seiner Schnabelweid! Für ihn sind Sprachgemeinschaften, Kulturen und gesellschaftliche Gruppierungen keine programmatischen Etiketten, sondern Tage und Jahre voller Begegnungen, Erlebnissen, Erfahrungen und Gesprächen, im steten Geben und Nehmen – als Kulturträger, dessen Sendungen in einem tieferen Sinne des Wortes ausstrahlen und bilden.

Was Christian Schmid auf der DRS-Mundartplattform eingebracht, aus- und weitergebaut hat, ist ein Exempel gelebter Wissenschaft. Was er als Dialektologe beschrieben und ergründet hat, gibt er der Sprachgemeinschaft zurück. Ihr hört er zu, ihren Berichten und Erzählungen, ihren Fragen geht er nach und es lässt ihm keine Ruhe, wenn er die Hintergründe eines Wortes – «knibel» ist ein solches – bis heute nicht hat aufdecken können.

Ich erinnere mich, wie wir an einer Tagung über «Dialekt in der (Deutsch)Schweiz – zwischen lokaler Identität und nationaler Kohäsion» in einer Diskussionsrunde sassen, in der die deutschschweizerische Sprachkultur problematisiert wurde: bis Christian Schmid das Wort nahm und ungefähr das gleiche sagte wie im Sprachgespräch mit Alexandra Schiesser: «Die Schweizer Sprachsituation fasziniert mich. Wir kommen zur Welt, sprechen eine Mundart, verstehen etwa dreissig und stehen zusätzlich noch in diesem Spannungsverhältnis Mundart-Schriftdeutsch – eigentlich werden wir zu sprachlichen Universalgenies ausgebildet! Die Schweizer haben manchmal ein gespanntes Verhältnis hierzu – ich hingegen finde diese Konstellation genial und mir liegt viel daran, meine Freude weiterzugeben». Hätte sich diese Freude doch auf die Bildungsverantwortlichen übertragen, die um ihre Sprachlehrziele besorgt in diesem Forum helveticum sassen – dann wären diesen Frühling keine Abstimmungen über Mundart und Hochdeutsch im Kindergarten nötig geworden.

Ruedi Schwarzenbach

Zürich und Basel stärken die Mundart im Kindergarten

In Zürich sagen 54 Prozent Ja zur Mundart-Vorlage. Auch die Basler wollen mehr Dialekt.

Von Daniel Schneebeli

In Zürich werden die Kindergärtler künftig wieder «grundsätzlich in Mundart» unterrichtet. So verlangt es eine Volksinitiative, welche die Stimmberechtigten gestern mit 53,9 Prozent Ja-Stimmen deutlich gutgeheissen haben. Alle Landbezirke und die Stadt Winterthur haben das Begehren eines überparteilichen Komitees, hauptsächlich bestehend aus Kindergärtnerinnen und Lehrpersonen, angenommen. Nur die Stimmberechtigten der Stadt Zürich lehnten die Initiative ab. Die Stimmbeteiligung lag bei 34 Prozent.

«Kulturpolitisches Votum»

Nach dem Abstimmungssieg muss in Zürich das Volksschulgesetz geändert werden. Heute wird in den Kindergärten zu mindestens einem Drittel Hochdeutsch unterrichtet. Diese Regelung wird der Bildungsrat nun aufheben. Die Initianten erwarten, dass er eine neue Lösung vorschlägt, die höchstens noch einzelne hochdeutsche Unterrichtssequenzen im Kindergarten erlaubt.

Die Zürcher Bildungsdirektorin Regine Aepli (SP) bedauerte den Abstimmungsausgang. Sie erachtet den Entscheid aber nicht als schulpolitisches, sondern als kulturpolitisches Votum, das der gegenwärtigen Stimmung im Land entspreche. Das Unbehagen gegen das Bevölkerungswachstum und die Identitätssuche der Einheimischen hätten den Ausschlag gegeben, sagte Aepli. Zudem hätten die Initianten erfolgreich den Eindruck vermittelt, Mundart sei im Kindergarten verboten oder werde es demnächst sein.

Druck auf Harnos-Kantone

Mit dem neuen Gesetzesartikel werde den kleinen Kindern das Erlernen der hochdeutschen Sprache erschwert, sagte die Bildungsdirektorin. Sie schloss zudem nicht aus, dass der Zürcher Entscheid Einfluss auf die ganze Deutsch-

schweiz haben könnte. Derzeit erarbeiten die Harnos-Kantone den gemeinsamen «Lehrplan 21». Dort sei man bisher davon ausgegangen, dass Hochdeutsch im Kindergarten Platz haben sollte.

SP-Kantonsrätin Karin Maeder vom Nein-Komitee beklagte sich gestern über die Initianten, welche sich im Abstimmungskampf unlauter verhalten und den Anschein erweckt hätten, Mundart werde im Kindergarten verboten. Es sei schwierig gewesen, den Stimmberechtigten die Realität zu vermitteln, sagte Maeder.

Für den Verband der Schulleiterinnen und Schulleiter ist es erschreckend, wie auf dem Buckel der Kinder politische Kämpfe um Ideologien ausgetragen werden. Die CVP schreibt von einem «wenig hilfreichen Schritt», die SP von einem «Rückschritt». Die SVP der Stadt Zürich auf der anderen Seite hält den Entscheid für ein Votum gegen «den Ausverkauf der Schweizer Identität».

Basler sagen ebenfalls Ja

Im Kanton Basel-Stadt wurde gestern eine Volksinitiative «Ja zum Dialekt» mit 55 Prozent Ja-Stimmen angenommen. Sie hätte Dialekt im Kindergarten vorgeschrieben. Doch die Basler haben einem Gegenvorschlag, der «gleichwertige Lernziele» im Kindergarten verlangte, ganz knapp den Vorzug gegeben.



Hinterwäldlerisch, fremdenfeindlich, rückständig?

Aus den Kommentaren der Befürworter der Initiative greifen wir den Beitrag von Kantonsrat und Parteisekretär Peter Reinhard von der EVP heraus. Weitere Stimmen kommen auf der Seite mit der Leserpost weiter hinten in diesem Heft und auf unserer Webseite zu Wort.

Von Peter Reinhard

Bei der Initiative «JA zur Mundart im Kindergarten» ging es nicht um Revolutionäres, sondern «nur» darum, die bewährte Usanz, dass im Kindergarten in Mundart unterrichtet wird, aufrecht zu erhalten. Umso erstaunlicher darum, dass Regierungsrätin Regine Aeppli nach der Abstimmung erklärte, diese «Neuerung» erst im Herbst 2012 umsetzen zu können... Für viele überraschend, erreichte die Initiative nämlich eine klare Mehrheit, obwohl die meisten Parteien und praktisch alle Zeitungen sich dagegen ausgesprochen hatten – der Tagesanzeiger sogar so einseitig, dass er sich deswegen eine deutliche Rüge der schweizerischen Gesellschaft für Medienkritik einhandelte. Umso erfreulicher, dass der beherzte und engagierte Widerstand der Kindergärtnerinnen sich ausbezahlt hat. Auf Grund ihrer praktischen Erfahrung lehnt eine grosse Mehrheit von ihnen aus pädagogischen, entwicklungspsychologischen und sprachdidaktischen Gründen die vor gut 2 Jahren eingeführte Neuregelung ab, wonach vorerst teilweise – im Zusammenhang mit der Grundstufe später grundsätzlich – Hochdeutsch auch für 4–6-Jährige als Unterrichtssprache vorgeschrieben werden soll. Unterstützt wurden sie dabei von renommierten, von der Bildungsdirektion unabhängigen Sprach- und Bildungsfachleuten und einzelnen Politikern aus fast allen Parteien. Damit gewannen auch die Aspekte «Kultur» und «Integration» an Bedeutung. Diese beiden Begriffe stiessen aber in zahlreichen Redaktionsstuben auf erbitterten Widerstand, der auch nach dem Urnengang anhielt. Journalisten überboten sich in abschätzigen Kommentaren – angereichert mit Halbwissen über Sprachen – mit Kritik am Abstimmungsergebnis und versuchten die Initianten und damit auch eine klare Mehrheit des Stimmvolkes als hinterwäldlerisch, fremdenfeindlich oder rückwärtsgewandt darzustellen. Was für eine verkehrte Welt! Was soll daran rückwärtsgewandt oder bildungsfeindlich sein, wenn der kulturelle Wert un-

serer Beziehungs- und Muttersprache verteidigt wird? Ist es nicht natürlich und im Hinblick auf die gesellschaftliche Integration richtig, dass hier aufwachsende Kinder aus Serbien, Portugal oder der Türkei sich zusammen mit den Schweizern Kindern in unserem Dialekt und nicht in einer neuen Beziehungssprache «Schweizer Hochdeutsch» unterhalten? Das alles schliesst ja keineswegs aus, dass später alle zusammen in der Schule – während neun Jahren, dann aber konsequent und gründlich – möglichst akzentfreies Hochdeutsch lernen. Der Volksentscheid zur Beibehaltung unserer Mundart als Unterrichtssprache im Chindsgi ist nicht die erste nötige Korrektur der gelegentlich über das Ziel hinausschiessenden, praxisfernen, irrlichternden Reformpolitik einiger Bildungswissenschaftler. Den Kindergärtnerinnen und den sie unterstützenden Politikern und Bildungsfachleuten gebührt Dank und nicht Häme dafür!

Lesen Sie in Ergänzung zu diesem Kommentar auch die Leserbriefe auf den Seiten 24 und 25.

Ein sprachpolitisches Zeichen

Zur Annahme der Initiative «JA zur Mundart im Kindergarten»

Von Ruedi Schwarzenbach

Zu entscheiden war am 15. Mai 2011 über eine sprachdidaktische Frage: Soll in den Zürcher Kindergärten *teilweise Hochdeutsch* oder *grundsätzlich Mundart* unterrichtet werden?

Anlass zu dieser Fragestellung gab der Zürcher Lehrplan von 2008, der als Unterrichtssprache im Kindergarten *teilweise Hochdeutsch* verlangte und damit die Initiative «JA zur Mundart im Kindergarten» provozierte, die *grundsätzlich Mundart* forderte. Der Bildungsrat stützte sich auf Empfehlungen seiner Experten, die Initianten auf den früheren Lehrplan und die guten Erfahrungen damit.

Zu entscheiden hatten aber weder Experten noch Praktiker, sondern der Stimmbürger – gestützt auf seine eigenen Spracherfahrungen, Einstellungen, Erwartungen und Befürchtungen.

Die einen sprachen von einem Maulkorb fürs Hochdeutsche, die andern von einer Hintanstellung der Mundart. Die einen wiesen auf die Selbstverständlichkeit hin, mit der sich Kindergartenkinder im Hochdeutschen versuchen, den andern hätte genügt, wenn diese von der Kindergärtnerin regelmässig Hochdeutsch hören.

Beide Seiten spielten in dieser Meinungsbildung auch verhängnisvolle Karten: Der Bildungsrat mit seiner Drittel-Quotenregelung im Lehrplan 2008, die Initianten mit einem Zusatz zum Initiativtext, wonach «wie bisher im ersten Jahr kein Unterricht in Standardsprache erfolgen soll, und im zweiten Jahr nur in geringem Masse».

Damit stellten sie ihr Prinzip *grundsätzlich Mundart* selbst in Frage. Denn dieses setzt auf die Sprachfreude und die Experimentierlust der Kinder. Hochdeutsch ist und wird ein Teil des kindlichen Alltags bleiben, und eine altersgerechte Sprachbildung

im Kindergarten soll weiterhin alle Chancen nutzen, den Kindern einen unverkrampften Zugang zum Hochdeutschen zu öffnen.

Viele Stimmbürger haben sich zu Recht gefragt, worin denn nun der Unterschied zwischen der bisherigen Regelung *im Kindergarten zeitweise Hochdeutsch* und der neuen *im Kindergarten grundsätzlich Mundart* bestehe. Sie sahen nicht, dass dahinter ein didaktischer Paradigmenwechsel stand: nämlich auf den «bisherigen, der Situation angepassten Einsatz von Mundart und Hochdeutsch zu verzichten» und die «konsequente Verwendung von Hochdeutsch als Unterrichtssprache bereits im Kindergarten und auf der Grundstufe» zu fordern.

So lag es auf der Hand, dass sich viele Stimmbürger nicht von der neuen Doktrin des Bildungsrats, sondern von ihrem sprachlichen Selbstbewusstsein leiten liessen, von dem, was ihnen die Mundart bedeutet. Sie ist ihre «Erstsprache», ihre Muttersprache im engeren Sinn, ihre Grundlage des Spracherwerbs für die Begriffsbildung und die sprachlichen Strukturen und Register, die sie bis heute täglich zum Denken, Reden und Handeln brauchen.

Damit entschieden sie ganz im Sinne des bisherigen Lehrplans der Zürcher Volksschule: «Für die individuelle Entfaltung der Persönlichkeit und auch für das spätere Berufsleben ist eine differenzierte Ausdrucksfähigkeit in Mundart und Hochdeutsch von grosser Bedeutung».

Auf diese Weise haben die Stimmbürger mit der Annahme der Initiative ein sprachpolitisches Zeichen gesetzt. Sie verankert nicht nur das Hochdeutsche, sondern auch die Mundart wieder im Volksschulgesetz und gibt ihr damit ihr angemessenes Gewicht zurück.

Mythos Mundart

Die Debatten um die Unterrichtssprache im Kindergarten zeigen es: Mit dem Hochdeutschen haben die Schweizer nach wie vor Mühe. Dafür lieben sie ihre Dialekte leidenschaftlich und sprechen sie, wo es nur geht. Genau deshalb gleichen sich die Dialekte jedoch dem Hochdeutschen an.

Von Gordana Mijuk

«Wer die Mundart bewahren möchte, sollte auswandern», sagt Hans-Peter Schifferle. Der Chefredaktor des Schweizerischen Idiotikons, das die deutsche Sprache hierzulande vom Spätmittelalter bis in die Gegenwart dokumentiert, meint es ernst. In der Fremde lässt sich der Dialekt konservieren, in der Heimat aber sind Dialekte lebendig und verändern sich.

Die Mundart-Debatten, die wegen der Abstimmungen um den Gebrauch von Dialekten im Kindergarten losgetreten wurden – in Zürich und Basel fanden sie am letzten Wochenende statt, in anderen Kantonen sollen sie bald folgen – hat Schifferle mit Kopfschütteln beobachtet: «Einige haben da etwas missverstanden.» So stand in einer Pendlerzeitung unlängst, Eltern müssten nun alte Mundartbegriffe wie «Chnupesager» (Geizkragen) oder «Goggwärgi» (Zwerg) gebrauchen, da ihre Kinder nun wieder in Dialekten sprächen. «Dabei sind diese Wörter gar nicht mehr gebräuchlich», sagt Schifferle.

Niemand kann reinen Dialekt

Auffällig ist, dass in Mundart-Debatten oft gesagt wird, niemand spreche mehr «richtigen Dialekt». Beklagt wird zudem, dass der Dialekt verflache, gar aussterbe. EVP-Kantonsrat und früherer Sekundarlehrer Thomas Ziegler, der sich in Zürich für die Mundart im Kindergarten starkmachte, ist bestürzt darüber, dass sein Enkel nicht mehr «tschuutet», sondern «Fussball spielt» und kein «Goal schüsst», sondern «ein Tor erzielt». Das gleiche Schicksal trifft Wörter wie «Ross» oder «Anke», die durch «Pferd» und «Butter» verdrängt werden.

Tatsächlich wird der Mundartwortschatz kleiner, und die Dialekte werden sich ähnlicher – darüber sind sich Experten einig. Um die Mundarten steht es dennoch bestens: «Es geht ihnen sogar besser als je», sagt Ruedi Schwarzenbach, früherer Titularprofessor für deutsche

Sprachwissenschaft an der Universität Zürich. Die Mundarten würden mehr gebraucht, in Gesprächen im Alltag, privat und in der Öffentlichkeit. «Es gibt kaum eine Situation, in der man nicht in einem schweizerdeutschen Dialekt etwas beschreiben könnte oder gar ins Standarddeutsche ausweichen müsste», sagt Schwarzenbach. Helen Christen, Linguistikprofessorin an der Universität Freiburg, bestätigt: «Der Anwendungsbereich hat sich ausgeweitet in den vergangenen Jahren.» Dies spiegelt sich auch in Radio und Fernsehen. Nur noch in wenigen Nachrichtensendungen wird durchgehend Hochdeutsch geredet. Und auch Interviews mit Bundesräten sind oft im Dialekt geführt; vor ein paar Jahrzehnten wäre dies kaum denkbar gewesen.

Doch der stete Gebrauch der Mundart hat seinen Preis. Um alle Bereiche des Alltags sprachlich abdecken zu können, bedient sich die Mundart für Ausdrücke und Formulierungen aus dem Hochdeutschen. Dies wiederum führt zu einer Angleichung des Schweizer Dialekts an das Hochdeutsche. Deshalb reden wir auch von der «Kchli-maerwärmig» und von der «lifaurewision», und deshalb wurde aus dem früher verbreiteten «Sumervogel» der «Schmätterling». «Wir übernehmen die Standardsprache, passen sie aber lautlich und formal in den Dialekt ein», erklärt Christen.

Das machen wir aber nicht nur mit einzelnen Wörtern, sondern mit ganzen Textsorten. «Vom Weschte zünd Gwitterwulke uuf, und es sind erheblichi Niderschleeg z erwaarte ...» Für Dialekt-Puristen sind «erhebliche Niderschleeg» allerdings ein Graus, da es doch einfach heissen sollte: «Es chunnt fescht cho rägne.» Sie glauben, je näher der Dialekt beim Standarddeutschen sei, desto weniger gut oder rein sei die Mundart. Dabei ist die Vorstellung eines reinen Dialekts naiv, gibt Idiotikon-Chefredaktor Schifferle zu bedenken. So etwas gebe es nicht. Die Sprache

Heute erscheint uns ein Schweizerdialekt dann als «rein», wenn er althergebracht ist und sich stark vom Hochdeutschen unterscheidet.

verändere sich ständig. Es sei verfehlt zu glauben, nur weil ein Begriff wie etwa «Guggumere» älter sei als «Gurke», sei er «reiner». «Alt» ist relativ, fast immer gibt es auch noch ältere Begriffe. «Tschuute» etwa stammt aus dem Englischen (to shoot, schiessen). Die Trauer um gewisse Wörter und die zunehmende Dialekt-Nostalgie, die sich auch am erfolgreichen Absatz von Dialekt-Wörterbüchern zeigt, ist indes verständlich. Sprache bedeutet Heimat, erinnert an die eigene Geschichte und Identität. Verändern sich Wörter, scheint ein Stück der Identität verloren.

Deutsch ist keine Fremdsprache

Dass viele althergebrachte Begriffe nicht mehr gebraucht werden, hat auch inländische Ursachen: Die Deutschschweizer wollen sich untereinander rasch verständigen und verzichten auf dialektale Eigenheiten, die der Gesprächspartner nicht kennt. So sagt der Freiburger «Hosensack» statt «Fageta». Auch sagen wir heute fast flächendeckend «Rööschti» und nicht mehr «Bröisi», «Brousi» oder «Prägu». Aussterben dürfte der Dialekt trotz diesen Tendenzen nicht. «Die Angst davor ist schon 200 Jahre alt», sagt Linguistin Christen. Allerdings hat sich durch die Medien und die grössere Mobilität der Menschen das Tempo der Veränderungen beschleunigt.

Kopfschütteln löst bei Sprachwissenschaftlern auch die in der Schweiz verbreitete Meinung aus, Hochdeutsch sei eine Fremdsprache. Deutsch ist unsere Muttersprache in zwei Formen: Die Mundart für das Mündliche, die Hochsprache für das Schriftliche. «Der verbreitete Wahn, nur Dialekt sei Muttersprache der Deutschschweizer, beruht auf einer Mischung von Denkschwäche, Sentimentalität und Borniertheit», echauffierte sich Literaturprofessor Peter von Matt. Der «Wahn» beruht auch auf der simplen Tatsache, dass wir Hochdeutsch oft wie eine Fremdspra-

che lernen, und nicht selten hölzern tönen und ungelenk sind im Ausdruck. Wir fühlen uns nicht wohl beim Sprechen des Schriftdeutschen. Der «Wahn» stammt auch daher, dass Deutsche für die schweizerisch gefärbte Hochsprache nicht viel übrig haben. Gerade um die Barrieren und Komplexe abzubauen und die im Pisa-Test 2000 festgestellte Leseschwäche zu verbessern, wollten die Pädagogen Hochdeutsch im Kindergarten einführen. Der Versuch erleidet nun Schiffbruch, das Hochdeutsch wird wieder zurückgesetzt. Und die Debatte hat erneut falsche Vorstellungen und Ängste um die eigene Identität aufgedeckt. «Ein richtiger Eidgenosse spricht Mundart und nicht Hochdeutsch» oder «Endlich wird unsere Muttersprache geschützt», kommentierten Leser der Pendlerzeitung «20Minuten».

Mehr Selbstvertrauen gegenüber dem eigenen Hochdeutsch täte den Schweizern gut. «Wir brauchen eine positivere Einstellung zu unserem Hochdeutsch, auch wenn wir langsamer reden und mit Akzent», fordert Annelies Häcki Buhofer, Linguistin der Uni Basel. Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt liebte sein «Bärndütsch» und rieb sich stets an den beiden Formen des Deutschen. Als er einmal in seinem schweizerisch gefärbten Deutsch eine Rede hielt und ein Hörer ihn bat, Hochdeutsch zu sprechen, sagte er bloss: «Ich kann nicht höher.»

© NZZ am Sonntag

Helen Christen | Manuela Guntern | Ingrid Hove | Marina Petkova Hochdeutsch in aller Munde

Eine empirische Untersuchung zur gesprochenen Standardsprache in der Deutschschweiz

Viele Darstellungen der Deutschschweizer Sprachsituation – und auch manche laienlinguistische Vorstellungen – gehen davon aus, dass in der deutschsprachigen Schweiz das Hochdeutsche vor allem in der Schriftlichkeit und bloss in wenigen, meist formellen Situationen in der Mündlichkeit zur Verwendung kommt. Durch die Zuwanderung aus dem deutsch- oder anderssprachigen Ausland ergeben sich jedoch im Alltag vermehrt Konstellationen, in denen sich die Deutschschweizer entscheiden müssen, ob der Dialekt oder das Hochdeutsche angemessen ist. Aber auch untereinander setzen die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer das Hochdeutsche in Form von funktional unterschiedlichen Einschüben ein. Anhand eines umfangreichen Datenkorpus aus dem Polizeinotruf überprüfen die Autorinnen empirisch, in welchen Situationen Hochdeutsch gesprochen wird, wie sich seine materielle Realisierung gestaltet und welche Faktoren die Wahl von Dialekt und Hochdeutsch in jenen Fällen steuern, in denen das Gegenüber erkennbar keinen schweizerdeutschen Dialekt als Muttersprache spricht.

Helen Christen, Manuela Guntern, Ingrid Hove, Marina Petkova, Hochdeutsch in aller Munde. Eine empirische Untersuchung zur gesprochenen Standardsprache in der Deutschschweiz. Unter Mitarbeit von Jirjeta Reçi. Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beiheft 140. Stuttgart 2010, Franz Steiner Verlag. ISBN 978-3-515-09700-0. CHF 79.90.

rs. Der Polizeinotruf, in der Schweiz erreichbar unter Telefon 117, ist eine offizielle Anlaufstelle für Notfälle aller Art. Jemand wendet sich mit einem Anliegen an die Polizei, auf das diese unmittelbar eingeht, um zu helfen. Solche Gespräche sind kommunikativ klar strukturiert und damit ein idealer Gegenstand für wissenschaftliche Untersuchungen. Am «Forschungszentrum deutscher Sprachatlas» in Marburg werden sie seit Jahren gesammelt und für die Erfassung regionalsprachlicher und soziolinguistischer Unterschiede ausgewertet.

Nun hat eine Forscherinnengruppe der Universität Freiburg mit bemerkenswerten Ergebnissen Notrufgespräche aus der Schweiz daraufhin untersucht, unter welchen Voraussetzungen und in welchen Formen sie hochdeutsch geführt werden.

Oberstes Gebot für solche Gespräche ist das «Gelingen der im Gange befindlichen Kommunikation». Geführt werden sie normalerweise in der Mundart. Sobald der Anrufer nicht zu verstehen scheint, setzen Verständigungsversuche ein, in denen sich oft auch die Grenzen zwischen Hochdeutsch und Mundart vermischen oder zwischen den beiden Varietäten gewechselt wird. Wie selbstverständlich dieses Repertoire eingesetzt wird, zeigt sich daran, dass «in keinem der untersuchten Gespräche der Sprachformengebrauch nie thematisiert und auch nie beanstandet wurde» (S. 227).

Aus der Analyse der Gespräche ergeben sich immer wieder Seitenblicke auf das allgemeine Sprachverhalten der Deutschschweizer und ihre Einstellungen zum Hochdeutschen. So lässt sich beispielsweise die These, «dass Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer aufgrund einer grundlegenden Abneigung gegen die Standardsprache diese nur ungern und eher unter Zwang verwenden» solange nicht halten, als die Sprecher bei ihrem schweizerischen Standarddeutsch bleiben können, das für sie eine vertraute und vielfältig benützte Varietät darstellt.

Die methodisch umsichtige, vielschichtige und differenzierte Untersuchung öffnet dem Leser die Augen für Routinen und Entwicklungen des «Hochdeutschen in aller Munde», die zur Vorsicht in der Beurteilung und Wertung von Sprachverhalten und Sprachgebrauch in der deutschen Schweiz mahnen.

Claudia Neugebauer und Thomas Bachmann Handbuch Hochdeutsch

Grundlagen, Praxisberichte und Materialien zum Thema Hochdeutschsprechen in der Schule

rs. Anlass zur Initiative «JA zur Mundart im Kindergarten» gab die Regelung der Unterrichtssprache im Volksschulgesetz von 2005 und im Lehrplan von 2008. Sie setzt einen didaktischen Paradigmenwechsel um, der durch den PISA-Schock ausgelöst und in der Schrift «Hochdeutsch als Unterrichtssprache. Befunde und Perspektiven» 2003 zur Diskussion gestellt wurde. Das darin angekündigte «Handbuch Hochdeutsch» mit seinen «Bausteinen für den Kopf, die Schulentwicklung und den Unterricht» liegt seit 2007 vor. Das darin erklärte und begründete Ziel, das Hochdeutsche so früh und so konsequent als möglich zur Schulsprache zu machen, löste im Vorfeld der Abstimmung heftige Kontroversen aus.

Darum scheint es uns sinnvoll, als Abschluss der Nachlese zur Initiative auf diese wichtige Publikation hinzuweisen. Allerdings fehlt es heute an Zeit und Raum, um all den Fragen nachzugehen, die einer späteren eingehenderen Rezension des Handbuchs rufen: Wie sieht es die Stellung und das Potential der beiden Sprachformen Mundart und Hochdeutsch im Alltag und in der Schule? Wie nutzt es diese für die Förderung der kommunikativen Kompetenz? Wie sieht es das formale Verhältnis zwischen der Mundart und dem Hochdeutschen? Was sagt es über den Wortschatz, den Satzbau, die Prosodie und den Stil? Welche Konsequenzen zieht es aus den Erkenntnissen über den Spracherwerb – und welche nicht? Welche Bedeutung misst es der Bindung von Sprache an Situationen, der sprachlicher Identität und der sozialen Integration zu? Wir kommen im nächsten Heft dieser Zeitschrift darauf zurück.

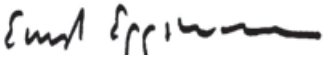
Wegleitend für das Handbuch ist das treffliche Vorwort der Zürcher Bildungsdirektorin Regine Aepli, aus dem hier drei Schlüssel-Passagen zitiert sind: über ihre Schulerfahrung mit Hochdeutsch und Mundart, über die Chancen des Spracherwerbs im Vorschulalter und die Entwicklung von einem «künstlichen Schweizer Schulhochdeutsch» zu einem «selbstbewussten Schweizer Hochdeutsch».

Claudia Neugebauer und Thomas Bachmann, Handbuch Hochdeutsch. Grundlagen, Praxisberichte und Materialien zum Thema Hochdeutschsprechen in der Schule. Zürich 2007, Lehrmittelverlag des Kantons Zürich. ISBN 978-3-03713-264-7. CHF 103.10. Audio-CD mit Hörtexten und Liedern sowie die audiovisuelle DVD je 48.20.

Aus dem Vorwort von Regine Aepli

- **Viele von uns erinnern sich an die eigene Schulzeit und an die Frage: «Müssen wir Hochdeutsch sprechen; oder dürfen wir Mundart?» Hochdeutsch sprechen empfanden wir als distanziert, förmlich, kalt und unpersönlich; die Mundart demgegenüber als direkten Ausdruck dessen, «wie uns der Schnabel gewachsen ist», eben so, wie wir eigentlich sind - anders als die Deutschen. Seltsam aber: Hochdeutsch schreiben und lesen - das empfanden wir in keiner Weise als fremd.**

- **Bereits im Vorschulalter begegnen die Kinder über verschiedenste Medien - vom Bilderbuch bis zur «Sendung mit der Maus» - in vielfältiger Weise und in motivierenden Kontexten dem gesprochenen Hochdeutsch: Geschichten vorgelesen bekommen, hören, miterleben - Geschichten nachspielen, adaptieren, Rollen ausprobieren.**
- **Unsere Distanz zum Hochdeutschsprechen hat mit der Sprache nichts zu tun, dafür aber viel mit dem in der Schweiz verbreiteten Irrtum, dass wir Hochdeutsch «wie gedruckt» sprechen müssten - eben genau so, wie kein Mensch im Alltag und in der Familie spricht. Es braucht ein Umdenken, eine neue Einstellung: vom künstlichen «Schweizer Schulhochdeutsch» zum selbstbewussten «Schweizer Hochdeutsch», dessen Herkunft man ruhig hören darf.**



HENUSODE

GEDICHTE
IM ARCHE VERLAG ZÜRICH
1968

VENUSODE

henusode
es chunt wis mues
es chunt wis chunt
so sigs eso
henu
so heig di frou
henu
das chind
nu sigs de so
henu de so
henusode

BÄRNER SCHRIFTSTEUERVEREIN

wo der sime gfeuer no
wo der sime gfeuer no
wo der bauzli no
wo der bauzli no
wo der gotthäuf no
wo der gotthäuf no
wo der lieb Gott no wo der lieb Gott no
aber hüt
aber hüt

Ernst Eggimann, geboren am 23. April 1936 in Bern, lebt in Langnau im Emmental. Eggimann arbeitete als Sekundarlehrer in Langnau, war Grossrat des Kantons Bern und gehörte zu den Gründern der Gruppe Olten. Er verfasste zahlreiche Gedichtbände, Prosawerke, Theaterstücke und Hörspiele. Zu seinem 75. Geburtstag erscheint in der edition spoken script die Gedichte aus «Henusode» (1968), «Heikermänt» (1971) und ausgewählte Gedichte aus «e satz zmits i d wäut» (1981)

AUS DEM NACHWORT ZU HENUSODE

wenns der doktor seit
isch er tot
wenns der doktor seit

So beginnt ein Gedicht von Kurt Marti, das 1960 im «Hortulus» erschien. Es bewies, daß auch heute noch gute berndeutsche Gedichte möglich sind. Die hochdeutsche Übersetzung daneben hatte nicht die gleiche Eindringlichkeit. Gab es in der Mundart Kräfte, die noch nicht geweckt waren? Später hörte ich an einer Lesung einige weitere Mundartgedichte von Kurt Marti, die alle den Blümchen-Manierismus, in dem die zünftige Berndeutschdichtung steckengeblieben ist, überwunden hatten und die wieder von der gesprochenen Sprache ausgingen. Für mich war es allerdings immer noch sehr schwierig, den Ton der Balzli-Gotthelf-Sendungen, die ich als Junge mit Begeisterung gehört hatte, zu vergessen. Erst als ich wieder Gotthelf las, gelang es. Günter Graß hatte mir, wie wohl allen Schweizern, geraten, doch Mundart zu schreiben, aber es blieb bei wenigen zögernden Versuchen. Erst ein von Walter Vogt angeregtes und von Walter Zürcher organisiertes Experiment: «modern mundart», gab den Anlaß, das Problem noch einmal anzugehen. Ein faszinierendes Abenteuer erwartete mich: Ich brauchte nur unter dem breiten Bauernhausdach auf unserer Laube zu sitzen und zuzuhören. Ich konnte mich der Sprache überlassen, die Sprache dichtete und wurde dabei ihrer selbst bewußt. Und seltsam: Ging das Schreiben auch nur von der Sprache aus, so ergaben sich doch wie von selbst typisch bernische Inhalte. Das Denken läßt sich eben nicht von der Sprache trennen.

Ernst Eggimann, u ner hört. edition spoken script 6.
Luzern 2011. ISBN 978-3-905825-27-5. CHF 23.-.

MANI MATTER IM LANDESMUSEUM

«An mehreren Stationen können sich die Besucherinnen und Besucher mit dem Werk und dem Leben Mani Matters auseinandersetzen. Doch was wäre eine Ausstellung über Mani Matter ohne Ton-, Lied- und Filmaufnahmen, ohne die Aussagen seiner Weggefährten Franz Hohler, Fritz Widmer, Klaus Schädelin?

Die Ausstellung soll Musik und Stimmen erklingen lassen und Bilddokumente zeigen. Mit Hilfe so genannter iPads, die Lese-, Hör- und Filmabspielgerät in einem sind. So kann sich jede Besucherin, jeder Besucher ungestört und in individuellem Rhythmus dem Leben und dem Werk Mani Matters annähern.» (Pascale Meyer, Ausstellungsmacherin)

Aus: Franz Hohler, Und so blybt no sys Lied, S. 54 ff.

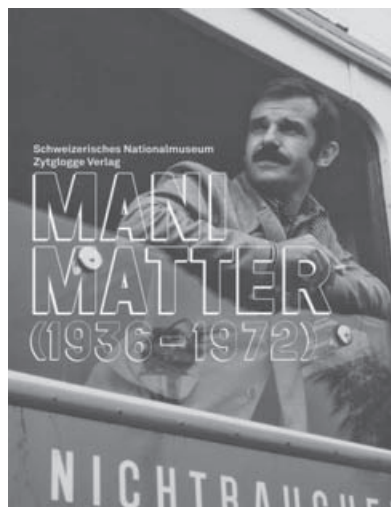
[Die Aktualität von Mani Matters Liedern] hängt auch mit seiner Sprache zusammen, die gerade dadurch volkstümlich ist, dass sie sich nicht scheut, geläufige Fremdwörter an Bord zu nehmen, und die vielleicht erst dadurch zu einer heutigen Umgangssprache wird. Die Dialektliteratur, welche Mani vor 50 Jahren antraf, war ja in Wortschatz und Gedanken konservativ geprägt und bediente sich gern eines retrospektiven Vokabulars. Weder Ernst Balzli noch Sophie Hämmerli-Marti oder Josef Reinhart hätten eine Wendung wie «es metaphysischs grusle» benutzt, mit welchem Mani seine Gefühle «im coiffeurgstüel» angesichts der eigenen Multiplikation durch die Spiegelfront beschreibt, und auch ein «sändwitsch» als Motiv eines Chansons wäre vor ihm kaum denkbar gewesen. Mit seinen «betrachtige» darüber bürgert er dieses Wort geradezu ein.

Mit seiner Art des Sprachgebrauchs hat Mani Matter eine Türe aufgemacht aus der ländlichen Mundartschweiz in die urbane, die Teil der Welt ist.

[...]

Der Dialekt spielt dabei eine wesentliche Rolle. Je kleiner ein Dialekt ist, desto grösser ist für die Zuhörer der Wiedererkennungseffekt oder eben die Identifikation. Im Dialekt spricht man ganz klar von seiner eigenen Umgebung oder richtet den Blick aus der eigenen Umgebung heraus auf die Welt. Bei Mani kann man sich zugehörig fühlen, ohne gleich die Nationalhymne singen zu müssen. In seinem «verein» ist man gerne Mitglied.

Wilfried Meichtry/Pascale Meyer (Hg.) «Mani Matter (1936–1972). Herausgegeben vom Schweizerischen Nationalmuseum und vom Zytglogge-Verlag. Mit einer CD. Zürich 2011. CHF 36.-



Eine aussergewöhnliche Ausstellung
rs. Beim vierten Mal in der Stadt haben wir es geschafft, haben zwei Zugangsnummern und die beiden iPads erhalten, und es hat sich gelohnt. Im Ausstellungsraum die Bilder und Vitrinen, die Übungsgitarre, das Rechtskonsulentenbüro mit der Schreibmaschine, der Eisbär, der Coiffeurstuhl mit den Spiegeln, die Parkuhr und das Zelt des Sidi Abdel Assar vo El Hama. Für vielleicht 50 Besucher hat es Platz. Man schaut da, schaut dort, sitzt und liest und hört, den Blick bald in die Vitrine, bald aufs iPad, bald in die Weite oder ins Innere gerichtet, geborgen zwischen Kopfhörermuscheln, jeder still für sich, jeder bei Mani Matter und seiner Zeit, gebannt, berührt, betroffen.

In einer Diskussion kürzlich ging es um die Frage, ob man «Mundart ausstellen» könne. Die Ausstellungsmacher des Landesmuseums und des Literaturarchivs haben sie beantwortet: aufwendig, kompromisslos, unkonventionell, aber ganz für ihn, für Mani Matter 1936-1972, für seine und unsere Zeit.

Beat Siebenhaar und Fredy Stäheli

Stadtberndeutsch

Sprachporträts aus der Stadt Bern

Konzeption: Roland Ris

Aus der Einleitung von Beat Siebenhaar

Die Mundart, die in der Stadt Bern gesprochen wird, ist eine ganz besondere, und viele Berner sind sich dessen auch schon seit langem bewusst. In der Stadt Bern wird nämlich nicht nur Berndeutsch gesprochen, sondern es gibt einige unterschiedliche Berner Mundarten: Patrizierberndeutsch, Bürgerberndeutsch oder Stadtberndeutsch, Mattenberndeutsch sowie das Mattenenglische. Mit dieser Aufzählung, die Bernern keineswegs fremd ist, wird die Differenzierung unterschiedlicher sozialer Varietäten ausgedrückt. Stadtberndeutsch zeigt also schon lange verschiedene Sprachschichten, wie man sie in dieser Ausprägung in der Schweiz nur in wenigen Städten findet. Zu diesen genuinen Stadtberner Varianten kommt noch das Berndeutsche der Zuzüger hinzu, die sich zum Teil sprachlich assimiliert haben, die zum Teil einzelne Elemente und Eigenarten ihrer ursprünglichen Mundarten beibehalten oder sogar die Mundart ihrer früheren Heimat bewahrt haben.

Obwohl also die sprachliche Vielfalt in der Stadt Bern schon länger bekannt ist und gepflegt wurde, so hat sie sich im Laufe der Zeit verändert. Einerseits sind einzelne Kennwörter von den Sprechern bewusst vermieden worden, um sich nicht zu exponieren. Diese Wörter sind dann in Vergessenheit geraten und verschwunden. Andererseits wurden Wörter, die ursprünglich von einer bestimmten Schicht verwendet wurden, auch von weiteren Schichten aufgenommen, wie zum Beispiel das bestätigende *iu*, «ja», des Mattenenglischen, das heute sehr weit verbreitet ist. Doch nicht nur einzelne Wörter haben ihren Status geändert, sondern einzelne Varietäten sind fast ganz geschwunden. Zudem hat sich das Verhältnis der einzelnen Sprachschichten zueinander immer wieder geändert, was teilweise rein sprachlicher Natur ist, in ganz wesentlichen Teilen aber im Selbstverständnis der Sprecherinnen und Sprecher zueinander begründet ist.



MIT STIMMEN UND TEXTEN VON

RUDOLF VON TAVEL

RUDOLF VON FISCHER

ADELE VON TAVEL

MICHAEL VON GRAFFENRIED

J. HARALD WÄBER

RUEDI KREBS

ANDI HUG

ROGER FRIDELANCE

ANTOINETTE UND ALFRED KÜENZI-

FRIDELANCE

RENÉ PIGNOLO

In der Reihe SCHWEIZER DIALEKTE IN TEXT UND TON
des Phonogrammarchivs der Universität Zürich

Beat Siebenhaar, Fredy Stäheli, Stadtberndeutsch. Sprachporträts aus der Stadt Bern. Konzeption: Roland Ris. Mit 2 Audio-CD. Bern 2000, Licorne Verlag.
ISBN 3-85654-823-8. CHF 50.- bei Ex Libris.

JAHRESVERSAMMLUNG 2011

Samstag, 10. September 2011, 10 Uhr
in Bern, Hotel Bern, Zeughausgasse 9

400 m vom Bahnhof. Nächstliegende Tramhaltestelle: Zytglogge
SBB Zürich ab 8.32, Bern an 9.28 oder Zürich ab 9.02, Bern an 9.50

10.00 Eintreffen und Apero

10.15 Generalversammlung Traktanden

1. Protokoll
2. Jahresbericht des Präsidenten
3. Rechnung und Revisionsbericht
4. Mitgliederbeiträge
5. Wahlen: Wahl des Vorstandes und der Revisoren
6. Jahresbericht des Redaktors
7. Berichte aus den Gruppen
8. Verschiedenes

11.00 Kulturhistorische Führung mit Walter Gfeller

Für das Mittagessen bitten wir um Anmeldung bis am
1. September an vsd@alfredvogel.ch oder per Post an: Verein
Schweizerdeutsch, Alfred Vogel, Postfach 111, 8460 Marthalen. Es stehen zur Auswahl:

- Menü 1 mit Schweinsragout und Risibisi
- Menü 2 mit Hackbraten und Kartoffelstock
- Menü 3 Vegi

13.30 Jubiläumsfeier 20 Jahre Bärndütsch-Verein

im Yehudi Menuhin Forum am Helvetiaplatz
Es spricht Hansruedi Spichiger, Beauftragter für kirchliche
Angelegenheiten des Kantons Bern.
Es singt der Berner Motettenchor.

Wir freuen uns auf eine rege Beteiligung
Der Vorstand



© Bern Tourismus

**Ernst Eggi
mann Guy
Krneta Ped
ro Lenz Be
at Sterchi
edition spo
ken script
www.
menschen
versand.ch**

RUDOLF SUTER 1920–2011

Historiker, Journalist, Radiomann

Mundartforscher

Kenner baslerischer Sprache und Literatur

Erinnerungen von Jürg Bleiker

Am 17. April 2011 ist Rudolf Suter in seinem 91. Lebensjahr in Basel nach bis zuletzt aktivem Leben sanft verstorben. Die Trauer um den Verlust ist gross, aber Dankbarkeit und viele fröhliche Erinnerungen an diese aussergewöhnliche Persönlichkeit wirken stark und tröstlich. Rudolf Suter war sehr vielseitig tätig: als Journalist, Lehrer, Radiomann, Historiker und manches mehr: uns stand er am nächsten als Mundartforscher und fraglos bester Kenner baslerischer Sprache und Literatur. Im Vorstand des Bunds Schwyzertütsch (jetzt Verein Schweizerdeutsch), zu dessen Ehrenmitglied er 1984 ernannt worden war, gerieten die ja naturgemäss nicht immer überaus lustvollen Sitzungen stets zu einem Vergnügen; «vergniagt» ist geradezu ein Suterscher Lieblingsausdruck. Mit seinem ausgeprägten Sinn für Ironie und Humor, der sich selber stets mit einbeziehen konnte, mit spitzbübischem Spass an etwas aus dem Ruder laufenden Grossaktionen konnte er Situationen entschärfen und den Zürchern, die gelegentlich bedenklich ernsthaft werden wollten, mit ein paar feinen Worten die Heiterkeit zurückbringen. Seine warmherzige Liebenswürdigkeit und immer zuverlässige Hilfsbereitschaft, auf Toleranz und Verständnis beruhend, haben nicht nur mir manche Male ausserordentlich wohlgetan. Seine Charakterisierung des Doktorvaters Friedrich Ranke, die er in einem Vortrag in der Gruppe Zürich über seine Baseldeutsch-Grammatik und sein Baseldeutsch-Wörterbuch formulierte, gilt auch für ihn: «ein hervorragender Wissenschaftler und auch menschlich ein hervorragender Typ».



© Basler Zeitung

Ich hatte diesen Vortrag vom Jahr 1985, mit Ruedis Einverständnis, aufgenommen und jetzt wieder mit hellem Vergnügen über die blitzgescheiten, heiteren und informativen Ausführungen angehört! Ich genoss die «selbstironischen Schlusskurven», etwa in den Erläuterungen zum (alt)baslerischen Begrüssungs(!)wort *Aadie!*, welches als Gesprächseinleitung einem Zürcher als bruske Abweisung vorkommen dürfte.

Diese Meinung habe der Ausdruck durchaus nicht, versicherte Suter, «... aber es schwingt mit!»

Auch unser Mundart«bletli», wie dieses jetzt so präsentable Publikationsorgan einst genannt wurde, verdankt Rudolf Suter zahlreiche Artikel und Besprechungen, inhaltsdicht und präzise; 2000 galt die erste Nummer ausschliesslich der Basler Fasnacht und dem fasnächtlichen Basler Schnitzelbankwesen! Die literarische Produktion der Schnitzelbänke und der «Zeedel» – was keineswegs dasselbe ist – umfasst jedes Jahr etwa 30'000 Verse (was, wie Rudolf Suter nachrechnet, etwa dem Umfang von Ilias und Odyssee entspricht und somit alljährlich wohl die grösste schweizerdeutsche Literaturproduktion darstellt!) und verdient daher eine umfangreiche Darstellung; aber hintergründig ist auch dankbar festzuhalten, dass Ruedi Suter mir als dem Redaktor dieser Nummer aus bitterer Not geholfen hat, denn alle weiteren potentiellen Beiträger litten unter akutem Schreibstau und die Nummer steuerte (wieder einmal) temporärem Atemstillstand zu: da kam die Rettung aus Basel! Auch das zeigt, dass der Basler nichts gegen die Zürcher hatte: wie er am Vortrag auch erklärte, komme er immer gern nach Zürich – weil er dann abends wieder heim könne.

Der Basler Pegasus

Von Zeit zu Zeit hat Rudolf Suter auch die Vorgängerin unserer Zeitschrift, den Vierteljahrsdruck «Schweizerdeutsch» redigiert. Zur Erinnerung rücken wir hier eine seiner Rezensionen aus der Nummer 1985/1 ein.

Die Basler-Zeitung bezeichnete Rudolf Suter als «Dialekt-Papst». Das ist ein fragwürdiger Begriff. Suter selbst wendete sich energisch gegen die «dilettantischen besserwissenden Sprachpäpste», welche den fehlgeleiteten Sprechern zeigen wollen, «wo Gott hockt»; in Wörterbuch und Grammatik unbedingt zu vermeiden seien der aufgestreckte Mahnfinger und der belehrende Ton – der mache die Leute nur «bockig». Überhaupt sei es nicht die Aufgabe etwa des Wörterbuchmachers, zu sagen, was richtig und falsch sei und was also zu gelten habe, der Wörterbuchmacher hat aufzuzeichnen, was «ist». Reklamationen kämen ja sowieso... Die sprachpflegerischen Bemühungen, relativierte Suter, glichen sowieso dem bekannten Tropfen auf den heissen Stein – aber: steiner Tropfen höhlt den Stein!

Obwohl auch die Grammatik und das Wörterbuch wirklich Lesespass machen können, so ist dann doch auch der Zugang zur baseldeutschen Literatur sehr lohnend, besonders etwa in der grossen Anthologie «Uff Baaseldytsch – 100 baaseldytschi Täggscht us 200 Joor». Redaktion: Rudolf Suter. (Friedrich Reinhardt Verlag Basel. ISBN:3-7245-0637-9, Fr. 34.-).

Wir verdanken Rudolf Suter viel!

Noch immer wagt der Stadtbasler Pegasus kräftige Flügelschläge, auch wenn er zumeist von eher älteren Semestern geritten wird. Wir hoffen natürlich, dass diese auch ihre Nachfolger finden werden – noch aber ist die jüngere und jüngste Poetengeneration im Bereich der Stadtbasler Mundart spärlich vertreten.

Blasius

Nach längerem Unterbruch legt der Altmeister der zeitgenössischen Basler Poesie, Felix Burckhardt alias Blasius, wieder ein Gedichtbändchen auf den Tisch, das seinen Vorgängern «Soll i oder soll i nit?», «I bin e Bebbi» u.a. in nichts nachsteht. Erneut bewundern wir den Schriff der Reime, den flüssigen Rhythmus, die feine Ironie und das tadellos gehandhabte Basler Stadtidom. Solch vollendete «Handwerkskunst» dient dazu, Dinge, Personen, Empfindungen und Stimmungen Gestalt werden zu lassen, etwa im sehr fein ziselierten Gedicht «Der alt Gäärtner» oder im herrlich persiflierenden Gedicht «Baslerdütsch (accent allemand)». - Fast will uns scheinen, dass die etwas spröde Distanziertheit dem Gefühlsmässigen mehr Platz zugestanden hat als in früheren Werken, sicher zum Vorteil dieser jüngsten Publikation, die im übrigen auch ein paar der «klassischen» Gedichte aus früheren, vergriffenen Bänden enthält, zum Beispiel «Der Dänggmoolpflääger» - ein unverwüstliches Kabinettstück der Personenzeichnung.

Blasius, Haimlifaiss, Baseldeutsche Gedichte. Mit drei Zeichnungen von Rosmarie Susanne Kiefer. 64 Seiten. Verlag Schwabe & Co. AG, Basel 1984.

Ein universaler Spiegel helvetischen Lebens

Notizen zu Heft 218

Unlängst hat die Redaktion des Schweizerdeutschen Wörterbuchs das 218. Heft als jüngsten Beitrag ihrer seit weit über hundert Jahre währenden Forschungstätigkeit veröffentlicht. Die Eigenart dieser jüngsten Publikation – sie ist Bestandteil des sich allmählich dem Abschluss nähernden Wörterbuchbandes XVI – besteht in ihrer frappierenden lautlichen Homogenität: In sämtlichen 128 Spalten (64 Seiten) stossen wir nämlich ausnahmslos auf Wörter, die auf die Lautfolge WIS «eingeschworen» sind.

wiise <weisen>

Breiten Raum – mit einem Umfang von über fünfzig Spalten – nimmt im neuen Heft das Verb *wiise* ein. Das kann schwerlich verwundern, ist doch das Wort geradezu ein Kraftprotz an Bedeutungen! Seine Grundaussage lässt sich am ehesten mit «leiten, lenken, steuern» umschreiben, wie diese etwa in der traditionellen Bittformel der alten Buchberger (SH) besonders ausgeprägt zutage tritt: *Jetz, Herrgott, wiis!* riefen jeweils die Leute, wenn sie einen Sarg von der hochgelegenen Kirche Buchberg über den verschneiten Hang zum Friedhof nach Rüdlingen unten am Rhein hinabgleiten liessen... Von der «Urbedeutung» des Lenkens wandelt sich der Sinn von *wiise* in Richtung «schicken, senden»: *Me hät mi an en gwise*. Von diesem Punkt der Entwicklung ist es nur mehr ein kleiner Schritt zur Bedeutung «lehren, unterweisen»: *Er laät si ämel ä na wiise* (Hombrechtikon ZH): «Er lässt sich jedenfalls belehren.» Von seinem theologischen Widerpart Martin Luther sagt Ulrich Zwingli, (er) *welle sich dann in offnen irrungen (...)* *nit lassen wysen* (wolle sich auch bei offensichtlichen Irrtümern nicht belehren lassen). In spätmittelalterlicher Sprache nimmt *wysen* häufig auch den Sinn

Von Alfred Egli

von beweisen, bezeugen an: *Wo ir stand und gand, da sind ir huoren, das wil ich wysen* (Zürich 1436). Das Verb *wiise* ist, wie man weiss, auch ein Grundbegriff des Jassens. Vom Verb abgeleitet – sogenannte Rückbildung – ist der *Wiis* («beim Ausspielen der ersten Karte zu erfolgende Meldung einer punktebringenden Kartenfolge oder -kombination»).

Es kann nicht erstaunen, dass ein in unserem Wortschatz so zentrales und mithin vitales Verb eine ganze Menge von Präfixbildungen – 35 an der Zahl – hervorgebracht hat. Die beeindruckende Palette reicht von *ab-*, *aa-*, *be-* bis zu *zwäg-* und *zuewiise*. In der Reihe finden sich solche, die sich auch in der Hochsprache allgemeiner Beliebtheit erfreuen; daneben andere, die als Eigenentwicklungen unseres deutschschweizerischen Idioms gelten können, etwa *ent-*, *für-*, *har-*, *nider-*, *fürbass* (weiter-), *dännewiise* (wegweisen) und andere.

Zum Verb *wiise* gesellt sich auch eine Anzahl vieldeutiger und vielsagender Substantive, allen voran der *Wiiser*, dessen Bedeutung je nach Landesgegend zwischen Anführer, Bienenkönigin, Schlittenlenker, Prozessberater, Kinderschlitte, Lehrerin, Wegweiser usw. schwankt! Die *Wiisi* hingegen ist das in manchen Berggegenden übliche, dem Einläuten des Gottesdienstes vorangehende Glockenzeichen, während wir uns unter einer *Wiisig* je nach Situation eine Beweisführung, eine juristische Appellation, eine Anordnung oder eine behördliche Wegleitung vorzustellen haben. Das walliserdeutsche *Wiischtum* («Weistum») schliesslich ist das Zeichen eines Verstorbenen an die Lebenden: *Das het mer Wiischtum gitaan* «Der Verstorbene hat mir ein Zeichen gegeben.»

wiis ‹weise›

Es ist beileibe kein Zufall, dass das eben besprochene *wiise* und das hier folgende *wiis* ‹weise› den Gedanken an eine Verwandtschaft nahelegen. Genau gesehen, gehören die beiden Wörter etymologisch gar aufs engste zusammen, indem *wiise* nichts anderes bedeutet als *wiis mache* ‹wissend machen›. Oder, wie es der Sprachwissenschaftler ausdrückt: *wiise* ist ein Faktitivum zu *wiis*. In der heutigen Mundart scheint das gewichtige Wort *wiis* auf dem Rückzug zu sein, ja geradezu als Fremdwort zu gelten und durch ‹schlau› oder modisches ‹clever› verdrängt zu werden.

wiise und *wiis* gehören beide zur weiträumigen Sippe von ‹wissen›, dessen Wurzeln sich über das lateinische *videre* ‹sehen› und das griechische *oida* ‹ich weiss› bis ins indogermanische **ueid-* zurückverfolgen lassen. Im älteren deutschschweizerischen Schrifttum ist unser Wort, meist in der Schreibung *wys*, noch ziemlich häufig anzutreffen, ganz besonders im Zusammenhang mit der Umschreibung charakterlicher Qualitäten von Regierungsleuten wie auch in allerlei beliebten Doppelformeln: *die wisesten und eltesten, wys und witzig gnuog, wys und wolbedacht*. Ein aus dem 16. Jahrhundert stammender Spruch aus Zürich (1546) kreist um die Qualitäten der weisen Hausfrau: *D wys frouw erbuwt s hus mit fech (Vieh) und lüt. Die unwys macht das erbuwen z nüt.*

wiiss ‹weiss›

Die Fülle der Bedeutungen des ‹Farbworts› *wiiss* ist überwältigend. *wiiss* beschlägt zunächst das Weiss in der Natur (Schnee und Eis), nimmt sodann Bezug auf den menschlichen Körper (s *Wiiss von Auge*) und umfasste einst, wie der alte Familienname *Wyss*

belegt, auch das Blond der Haare: *Jacobi ist ein schöner Bub mit einem glatten, weissen Haar* (H. Pestalozzi). Auch bei der Bezeichnung von Gewächsen spielt unser Wort eine Rolle: *Wiissi Rüebli, wiissi Ilge* (Lilien), *wiisse Schwelch* (Schneeball). Vollends unentbehrlich ist *wiiss* im Zusammenhang mit Lebensmitteln und Getränken verschiedenster Art: *wiissi Chüechli* (im Fett schwimmend zubereitet). *Wiisse* ist Weisswein (Gegensatz *Roote*). Auch auf dem Gebiet der Kleidung kommt dem Weiss keine geringe Bedeutung zu: *Der Heer sol wiisse choo* bedeutet: Vom Geistlichen wird erwartet, dass er dem Todkranken die Sterbesakramente darreicht. Mit der Farbe Weiss sind zahlreiche Vorstellungen im Volksglauben verknüpft: *Wiissi Mane oder Fraue* werden gespenstisch umgehende nächtliche Erscheinungen genannt; das *Wiisswèerde* von Gartengewächsen hat eine schlimme, ja tödliche Vorbedeutung.

Nicht unerwähnt bleibe die Tatsache, dass Weiss als ‹Inbegriff der Farblosigkeit› in unsern Deutschschweizer Flur-, Orts- und Bergnamen eine bedeutende Rolle spielt: *Wiissbach, -bode, -büel* usw.; darüber hinaus tritt das universelle Wort auch in Familiennamen auf (*Wissbrot, -haar, -müller, -mann*).

Wer hat sich wohl schon klar gemacht, dass es in der Sprache des Deutschschweizers nicht einfach eine einheitliche Farbe Weiss gibt, sondern eine ganze Anzahl spezifischer Abtönungen wie etwa das *Fädere-, Bländig-* (blendend-), *Chääs-, Chride-, Milch-, Schnee-, Silber-, Stuuche-* (Kopftuch-) und *Tuub-wiiss*. Neben diesen Umschreibung der ‹vollen› Weisstöne gibt es auch das abgeschwächte Weiss, das zum Beispiel im Adjektiv *wiisslacht, wiisslächtig* seinen adäquaten Ausdruck findet.

Wiis • Wisel

Wiis ‹Wiese›

Sehr zu Recht ist im Heft 218 auch dem Naturphänomen Wiese ein ehrenvoller Platz zugewiesen, jenem Typ von Grasland, der regelmässig gemäht und zeitweise auch beweidet wird. Dass ein in aller Munde lebendes Wort keine überzeugende Etymologie aufzuweisen hat, muss den Laien verwundern und den Sprachwissenschaftler ärgern. Freilich trifft dieser Missstand auch auf nicht wenige andere Alltagswörter zu. Aus den Spalten 2017-2028 geht hervor, dass die *Wiis* nebst ihrer agrarischen Bestimmung, der Futterbeschaffung, weitere Nutzungen kennt. So ist die *Wiis* in hohem Masse ein Ort für Spiele, Tänze, Feste; sodann ein Versammlungsort, insbesondere für militärische Aufmärsche. Im berühmten Hönegger Bericht über die Schlacht bei Kappel ist ausdrücklich festgehalten, dass vor dem Waffengang *iederman mit ufgerichtetem fendli uf die wisen under dem Clauster ziehen sölt*. Über das Betreten von Wiesen gibt es ungeschriebene Regeln: *Im Herbscht sett mer äim, won i der Wisen ume-lauft, mit eme Stuck Brot naaespringe; im Früelig mit eme Chnebel* (Hans Hasler, Feldbach ZH). Im Zusammenhang mit unserem Stichwort mangelt es auch nicht an träfen Redensarten. *Us der Wise i d Braach choo* bedeutet ‹seine Lage verschlimmern›; die beliebte Formel *Das ischt e gmäiti Wise* umschreibt dagegen ein Unterfangen, das mühelosen Erfolg verheisst. Tausende von Wiesen gibt es im Land. Weil die meisten von ihnen einer Benennung bedürfen, breitet sich über unsere Deutschschweizer Landschaft ein buntscheckiger Teppich von abertausend Namen, die unseren Flurnamenschatz enorm bereichern, denken wir nur an Typen wie *Binz-*, *Burscht-*, *Fron-*, *Hanget-*, *Hof-*, *Holz-*, *Huebwiis* und unzählige andere. Dass allerdings nicht alle Namen, die auf ‹Wiese› anklingen, mit einer solchen wirklich etwas zu tun haben, erweist sich am Beispiel der zürcherischen Gemeinde Wiesendangen,

die ihren Namen der einstigen Existenz von Wisenten (althochdeutsch *Wisunt-wangun* ‹bei den Wisent-Auen) verdankt. Aus landwirtschaftlicher Sicht existiert eine starke Differenzierung der Wiesenarten je nach Lage und Nutzung. Nebst der *Alpwiis* gibt es etwa die *Ortwiis*, eine abgelegene, periphere Wiese, sodann die *Uuswiis*, die im äusseren Bereich eines Hofes liegt; die *Eewiis* mit besonderem, durch Recht und Tradition gesichertem Status; die *Braachwiis* in der brachliegenden Zelt sowie die *Riet-* oder *Ströiwiiis*, die zur Gewinnung von Viehstreu dient.

Wisel ‹Wiesel›

Wohl nur Eingeweihte wissen, dass das Idiotikon unter vielem andern auch ein Pflanzen- und Tierlexikon ist. Im vorliegenden Heft stossen wir gegen Schluss auf das Wiesel, im Schweizerdeutschen *Wisle*, *Wiseli* oder *Wismeli* genannt. Aus der Lektüre erfahren wir, dass es zwei Arten, nämlich das kleine und das grosse Wiesel, gibt. Auch wenn nur wenige von uns jenes geheimnisvollen Nachttiers je ansichtig geworden sind, so erfreut es sich dennoch fast allenthalben dank seiner mit Scheu gepaarten Flinkheit eines gewissen volkstümlichen Respekts. So erklären sich Vergleiche wie *devoorenne wien e Wiseli, flingg sii wien e Wisle, das Chind geit wie e Wisla*. Das Wiesel gilt den Naturkundigen als sicherer Wetterzeiger. *Wänn s Wiseli lang wiiss ischt, git s en spaate Früelig* (Wädenswil).

Wie elegant sich ein Begriff aus dem Tierreich in die Sphäre des Menschen verlegen lässt, können wir abschliessend am Beispiel des *Naawiseli* beobachten. Mit diesem anmutigen Namen bezeichnet man in den Kantonen Aargau, Thurgau und Zürich ein Kind, das wesentlich später als seine Geschwister zur Welt gekommen ist und das man anderwärts auch *Naafiseli*, *Naariseli* oder *Naawuseli* nennt. ■

Heft 2/10, Seite 26: «Gwäss»

Von Blanca Achermann, Beckenriederstrasse 65,
6374 Buochs

Ich habe mal wieder in früheren Heften SchweizerDeutsch geblättert und bin dabei in Heft 2/10, S. 26, auf den Artikel «Gwäss» (Alfred Egli) gestossen. Weil vor kurzem «Rebe und Wein im Wallis – Die Geschichte von den Anfängen bis heute» (deutsche Übersetzung von «Histoire de la Vigne et du Vin en Valais») herausgekommen ist, hat mich das Thema speziell interessiert.

Natürlich kommt in besagtem Buch auch «Gwäss» zur Sprache. Ich habe mich kurz mit José Vouillamoz von der Universität Neuenburg über Ihren Artikel unterhalten. Er ist einer der über 30 wissenschaftlichen Mitarbeiter an diesem Buch. Zum Thema Gwäss habe ich von ihm folgende Auskunft bekommen, die Sie bzw. Ihre Leserschaft bzw. den Autor des Artikels interessieren könnte: Es besteht keine Verbindung zwischen Gwätsch und Gwäss, denn die Rebsorte Gouais heisst auf deutsch korrekterweise «Heunisch». Gwäss ist nur eine Eindeutschung des französischen Gouais, das seinerseits von «gou» herrührt – einem alten Ausdruck für etwas Minderwertiges. Es scheint, dass man früher im Oberwallis rund um andere Reben Gouais/Gwäss gepflanzt hat, um Diebe von diesen fernzuhalten.

Soweit das Zitat. Allen am Wallis, am Weinbau oder am Wein Interessierten sei das Buch empfohlen! Es ist eine wahre Schatzkammer an Informationen auf den verschiedensten Ebenen.

Blanca Achermann, «Rebe und Wein im Wallis» / «Histoire de la Vigne et du Vin en Valais». Herausgegeben vom Walliser Reb- und Weinmuseum, 3960 Salgesch. museeduvin@netplus.ch.

Heft 1/11, JA zur Mundart im Kindergarten

Von Alexander Dietz, Alte Rathausstraße 3a,
D-51643 Gummersbach

Eines meiner Steckenpferde sind Sprachfragen in Mitteleuropa, weshalb ich auch den Streit darüber, welchen Stellenwert Schweizerdeutsch in der Deutsch-Schweiz haben soll, über Berichte mitverfolgt habe. Ich möchte hier gerne meine Sicht von aussen dazu einbringen. Weil ich kein Schweizerdeutsch beherrsche, muss ich dies auf Schriftdeutsch tun.

Ich finde die Sprachregelung in der Deutsch-Schweiz etwas befremdlich. Einerseits ist Schweizerdeutsch die Mutter- und Alltagssprache der meisten Deutsch-Schweizer. Andererseits wird im amtlichen Verkehr und schriftlich fast ausschliesslich eine fremde Sprache, nämlich Schriftdeutsch, verwendet. Ich möchte die Schweiz dazu ermutigen, sich auch amtlich und schriftlich eindeutig zur eigenen Sprache zu bekennen und Schweizerdeutsch auch amtlich als eigenständige Sprache anzuerkennen, was die SVP letztes Jahr im Nationalrat eingefordert hat.

Wenn man Niederländisch, Schriftdeutsch und Schweizerdeutsch miteinander vergleicht, so dürfte klar werden, dass die Einstufung als eigenständige Sprache gerechtfertigt ist. Für mich ist klar, dass Schweizerdeutsch nicht eine Dialektgruppe des Schriftdeutschen ist, sondern Dialekte des Alemannischen (ausser in Samnaun) auf Schweizer Staatsgebiet. Es wäre einfach ein verständlicher, sinnvoller und überfälliger Schritt, Schweizerdeutsch nach luxemburgischem und niederländischem Vorbild schrittweise zu einer eigenen Standardsprache auszubauen. Übergangsweise müsste jeder Kanton einen Dialekt bestimmen, an welchem man sich beim amtlichen Gebrauch ausrichtet. Das ist und war auch bei anderen Regionalsprachen ohne (bislang) anerkanntem landesweitem Standard üblich.

Es würde aus meiner Sicht auch nichts dagegen sprechen, Schweizerdeutsch auch im Bildungswesen der Deutsch-Schweiz als alleinige Unterrichtssprache zu verwenden. Ausländer müssen sich einfach anpassen und die Landessprache erlernen.

Das bedeutet nicht, dass Schriftdeutsch nicht weiterhin als erste Fremdsprache in der Schule unterrichtet werden soll. Auch in den Niederlanden beherrschen

viele Menschen neben Englisch auch Schriftdeutsch recht gut, weil Deutschland der grosse Nachbar ist.

Ich kann die Schweizer nur eindringlich davor warnen, jemals die eigene Sprache zugunsten des Schriftdeutschen aufzugeben. Deutschland hat sich vielerorts durch lange Jahre zentralistischer Sprachpolitik von einer bunten Sprachlandschaft zu einem langweiligen, schriftdeutschen Einheitsbrei verändert. Ohne Schweizerdeutsch würde die Schweiz etwas verlieren, was ihr neben der Mehrsprachigkeit in Europa ein unverwechselbares Gesicht gibt. Neben dem Farbe bekennen zur eigenen Kultur hilft amtlicher und schriftlicher Gebrauch dabei, den Erhalt einer Sprache langfristig zu sichern.

Eine Antwort des Redaktors auf diesen Leserbrief erscheint auf unserer Webseite www.ch-dt.ch

Heft 1/11, JA zur Mundart im Kindergarten

Von Hans-Peter Köhli, koe7@fgznet.ch

Die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger des Kantons Zürich haben am 15.5.2011 der Volksinitiative „Ja zur Mundart im Kindergarten“ zugestimmt. Das ist sehr erfreulich und ermutigend. Erwarten konnte man dieses Resultat nicht ohne weiteres; den Initianten stand eine massive Phalanx von Bildungsdirektion, Kantonsrat, Pädagogischer Hochschule, Schulpräsidienverband, Schulleitervereinigung usw. gegenüber, welche nicht müde wurde, das Anliegen der Initiative als unsinnig, rückständig, ja verantwortungslos und weiss ich noch was alles zu bezeichnen. Besonders hervorgeraten in diesem unschönen Chor hat sich bei der Presse der Zürcher „Tages-Anzeiger“. Eine Reihe gehässige Artikel und Leserbriefe mit zum Teil unwahren Angaben spien Gift und Galle nicht nur im Vorfeld der Abstimmung, sondern auch oder erst recht noch nach der gefallenen Entscheidung. Als Befürworter der Initiative kam man sich deshalb vor wie der hinterletzte Antidemokrat und Staatsfeind, doch andererseits sind nun vor solchem Hintergrund auch keine Hemmungen mehr zu verspüren, diese unsachliche und tendenziöse Zeitung namentlich zu erwähnen.

Nicht das aber ist Hauptzweck der vorliegenden Einsendung, sondern es geht um Dank.

Ich finde es grossartig, dass sich der Verein Schweizerdeutsch vorbehaltlos und tatkräftig hinter das Ziel der Initiative gestellt hat, und insbesondere dem Vorstand sei hiermit ausdrücklich und begeistert gedankt. Natürlich schätze ich die vielen oft eher theoretischen oder wissenschaftlichen Beiträge in der Zeitschrift SCHWEIZERDEUTSCH oder die Ausführungen zu einzelnen Sachfragen und sprachspezifischen Themen an den Versammlungen. Dass aber der Verein auch ein weniger beschauliches Gesicht zeigen und energisch loslegen kann, wenn es darum geht, politisch zu werden, beim aktuellen Geschehen entschlossen mitzureden und sinnvolle öffentliche Vorstösse zu unterstützen, ist sehr lobenswert. Und wenn sich dann gar noch ein glänzender Erfolg einstellt wie bei dieser Abstimmung, so lässt einen die Genugtuung darüber sicher manch gehabtes Ungemach während der ganzen Auseinandersetzung vergessen.

Allerdings muss dennoch ein ernstes Nachwort angefügt werden. Äusserungen von Leuten der eingangs erwähnten Gremien auf der Gegenseite lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, dass ihr Frust nach dem für sie bitteren Sonntag riesengross ist, dass sie nicht zu den fairen Verlierern gehören und dass sie die Akte keinesfalls definitiv zu schliessen gedenken. Der nächste Angriff auf die Dialekte wird kommen, früher oder später, in dieser oder jener Form. Der Verein Schweizerdeutsch tut deshalb ebenfalls gut daran, sich heute zwar zu freuen, aber schon morgen wieder wachsam zu bleiben, sich rechtzeitig zu wappnen und auch in Zukunft erneut zuzuschlagen, wenn es die Situation erfordert.

Gerne hätten wir alle Titel, die sich auf unserem Büchertisch gestapelt haben, in dieser Nummer besprochen - jetzt haben wir sie für die nächste vorgemerkt.

Hans Rhyner-Freitag

Glarner Mundart tüünt doch mejjöörisch schüü!. Glarus 2011, Südostschweiz Buchverlag.

Ein Lehr- und Übungsbuch mit Texten, Sprechproben auf CD und einem Glossar – eine erste Kostprobe findet sich in diesem Heft auf Seite 31.

DIALEKTisch. Was Dialekt ist.

Herausgegeben von Guido Kalberer. Zürich 2011, Dörlemann Verlag.

Von «Aahäuel» bis «Zwääg» - in Form eines anregenden Nachschlagewerks zeigt DIALEKTisch, was Dialekt ist. Die pfiffigen Glossen der Tages-Anzeiger-Redaktoren für die Handtasche und den Hosensack.

Helen Christen / Sybille Germann / Walter Haas / Nadia Montefiori / Hans Ruef (Hg.)

Alemannische Dialektologie: Wege in die Zukunft

Die Beiträge dieses Bandes spiegeln die laufenden Veränderungen der Varietäten und des Varietätengefüges im Südwesten des deutschen Sprachgebiets, in einer an sechs Staaten beteiligten Region, der besondere Konservativität nachgesagt wird. Sie zeigen, dass die rezenten Entwicklungen der Regionalsprachen neue sprachwissenschaftliche Vorgehensweisen erfordern. So manifestieren sich hier auch die grossen inhaltlichen und methodischen Bereicherungen, die die Dialektologie in den letzten Jahren erfahren hat.

Linguistische Gebiete wie Morphologie, Syntax und Wortbildung werden intensiver behandelt, Variation aller Art wird stärker betont, ausser den traditionellen Dialekten finden auch die regionalen Substandards die nötige Beachtung. Der Band beleuchtet auch Phonetik, Phonologie und Namenkunde und dokumentiert die Lebendigkeit eines Sprachgebiets und seiner Erforschung.

s Nöi Teschtamänt Züritüütsch

us em Griechische übersetzt vom Emil Weber. Zürich 1997. Dritte Auflage 2011, Jordanverlag.

Di erscht Übersetzig vom Nöie Teschtamänt us em Griechische uf Züritüütsch.

D Bible uf Züritüütsch? Ali Zürcher chönd si ja uf Hoochtüütsch läse, zum Biischpil i de nöie Zürcher Übersetzig. Aber vilicht isch grad drum d Bible vilne frönd plibe. S Hoochtüütschi isch ebe e Fröndspraak für öis. Wänn en Zürcher s Hèèrz uf de Zunge hät, so redt er i sinere Mueterspraak.

Drum mäint de Übersetzer: Wänn s stimmt, das d Buecher vom Nöie Teschtamänt für s Hèèrz gschriben sind, dann mues es au e züritüütschi Übersetzig gee.

Viktor Schobinger

Em Ääschme schtaad e frau in wäg

Züri-Krimi 22. Züri 2011, Schobinger Verlag.

E jungi daame passt em Ääschmen ab am moorgen am halbi sibni uf de Fortuunagass: me well si umbringe. Dänn verschwindt si. En alte chund vom Ääschme, wo s wiit praacht hat, taucht plötzli wider uuf und verschwindt au – aber richtig. De lütnand psuecht es doorff, won er kânt von ere fründrigen äggèet. Di nöi scheffin schaffet sich in ires nöi amt ine – mit elaan und schwirikäite. Under anderem wäg em Ääschme sineren inexisthänzte tschegglicht.

Christoph Merian Stiftung (Hg.)

Neues Baseldeutsch Wörterbuch

Das Neue Baseldeutsch-Wörterbuch ist das Standardwerk für den heutigen Wortschatz der Basler Bevölkerung. Es richtet sich an Sprachinteressierte jeder Herkunft: Sowohl typische, alte Basler Ausdrücke als auch neue Wörter werden dokumentiert und erklärt. 10'000 Wörter und Wortverbindungen wurden sorgfältig auf ihren heutigen Gebrauch überprüft, standardsprachlich verständlich erläutert und mit Markierungen für den richtigen Gebrauch versehen.

DEUTSCH-RÄTOROMANISCHER SPRACHKONTAKT

Resümee eines Referats von Prof. Dr. Ricarda Liver
vor dem Verein Schweizerdeutsch, Gruppe Zürich

Von Jacqueline Preisig

Seit dem frühen Mittelalter war der Kontakt mit dem Deutschen für die rätoromanische Sprache prägend. Während die rund 500 Jahre römischer Herrschaft sowie die Ausbreitung des Christentums für die Romanisierung in Rätien gesorgt hatten, begünstigte danach die weitgehende politische Selbständigkeit unter den merowingischen Franken die Entwicklung der einheimischen Sprache. Nach dem Aussterben des einflussreichen einheimischen Herrschergeschlechts der Viktoriden 765 verstärkte sich der deutsche Einfluss mit dem Aufstieg Karls des Grossen zusehends, vor allem, als nach der Reichsteilung von Verdun (843) das Bistum Chur der Erzdiözese Mainz eingegliedert wurde. Die weitgehende Deutschsprachigkeit der Geistlichkeit mit Chur als ihrem Zentrum verhinderte, dass das mittelalterliche Chur zu einem kulturellen Zentrum für die rätoromanische Sprache und Schriftkultur hätte werden können. Eine rätoromanische Schriftlichkeit ist im Mittelalter praktisch inexistent.

Parallel zu dieser Germanisierung von innen gab es auch eine Germanisierung von aussen durch das sukzessive Vordringen der Alemannen seit dem 5. Jahrhundert rheinaufwärts vom Bodensee bis nach Chur. Ende des 13. Jahrhunderts setzte zudem die Ansiedlung von Walsern in Graubünden ein. Zunächst in den rauen Höhenlagen angesiedelt, drangen sie zusehends in tiefere, bereits romanisch besiedelte Lagen vor. So wurden etwa Davos, das Schanfigg und das Prättigau germanisiert.

Die Verkleinerung des rätoromanischen Sprachgebiets bedeutet zwar nicht zwingend eine Zunahme germanischer Elemente im Rätoromanischen; die Bedeutung des Deutschen im rätoromanischen Alltag wächst jedoch kontinuierlich. Deutsch war Amts-

sprache des Freistaats Drei Bünde, und der Eintritt in die Eidgenossenschaft verstärkte diese Entwicklung weiter.

Welches sind nun die konkreten Auswirkungen dieses intensiven Sprachkontakts auf das Rätoromanische?

Der Einfluss des Deutschen ist auf mehreren Sprachebenen fassbar, wobei auch grosse Mengen von Entlehnung den Grundcharakter einer Sprache nicht zwingend verändern müssen (im Englischen machen die Romanismen mehr als 50 Prozent des Wortschatzes aus, und trotzdem ist es unzweifelhaft eine germanische Sprache). In der Folge ein paar Beispiele aus verschiedenen Sprachbereichen.

Morphologie: Adjektive wie *immediat*, *direct*, *precis* werden gelegentlich als Adverb verwendet, ohne dass sie die in romanischen Sprachen übliche Kennzeichnung *-MENTE* erhalten (*Jeu vegnel immediat* (*Je viens immédiatement*)). Hier ist deutscher Einfluss naheliegend.

Syntax: In Übereinstimmung mit dem Deutschen verwendet das Rätoromanische in der indirekten Rede den Konjunktiv, im Gegensatz zu den übrigen romanischen Sprachen: *El di ch'el seigi malsauns* (*Il dit qu'il est malade*).

Wie im Deutschen, wiederum abweichend vom allgemein romanischen Sprachgebrauch, tritt in einigen bündnerromanischen Varietäten Inversion auf, wenn der Hauptaussage des Satzes ein Adverb, ein adverbialer Ausdruck oder ein Nebensatz vorausgeht: *Ier sun jeu stada a casa*» (*Hier, j'étais à la maison*).

Wortschatz: Hier ist der Einfluss zweifellos am grössten, wobei alte Entlehnungen inzwischen vollständig integriert sind und nicht mehr als fremde Elemente wahrgenommen werden. Noch erkennbar sind beispielsweise die deutschen Abtönungspartikel *schon*, *gerade*, *aber*, *eben*, *halt*, *ja*, die im gesprochenen Bündnerromanischen, vor allem im Surselvischen (aber nicht nur dort) üblich geworden sind: *quei ei schon ver* (das ist schon wahr), *ti stos halt empruar* (du musst halt versuchen).

Angesichts der Menge der Entlehnungen aus dem Deutschen stellt sich die Frage nach den Strategien zur Integration fremder Elemente in die eigene Sprache. Oft erfolgt die Integration mithilfe der Wortbildung, indem romanische Verbal- oder Nominalsuffixe zu germanischen Entlehnungen treten: *betlegiar*, *malegiar*, *schenghegiar* (betteln, malen, schenken), *clappergnar*, *muffergnar*, *tramplergnar* (klappern, schmollen, trampeln). Eine andere Integrationsmöglichkeit stellen Lehnübersetzungen dar: *tschentament* (Satzung, Verordnung) zu *tschentar* (setzen), oder auch Lehnbedeutungen wie die Verwendung von *tradir* im Sinne von «ein Geheimnis preisgeben».

Obwohl wissenschaftlich noch nicht erhärtet, zeigt die Erfahrung doch eindeutig, dass der germanische Einfluss im rheinischen Gebiet grösser ist als im Engadin, was sich bereits in den Anfängen der Bündnerromanischen Schriftlichkeit anhand von Engadinischen und Surselvischen Bibelübersetzungen beobachten lässt.

Die heutige Situation: Die aufgezeigte massive Präsenz germanischer Elemente im Rätoromanischen macht nicht die eigentliche Bedrohung der Sprache aus. Die schwierige Situation des Rätoromanischen liegt in seiner Rolle als Minderheitensprache im deutsch dominierten Kanton Graubünden begründet. Alle Rätoromanen sind heute zweisprachig; das Deutsche herrscht in den meisten Bereichen des öffentlichen Lebens vor; viele Rätoromanen drücken sich heute schriftlich auf Deutsch besser aus als auf Romanisch. In der Mündlichkeit lebt das Rätoromanische längst in einer unauflösbaren Symbiose mit dem Deutschen.

Prof. Dr. Ricarda Liver wurde in Chur geboren, besuchte die Schulen in Bern und studierte in Bern und Freiburg – mit einem Auslandsjahr in Neapel – Romanische Philologie, Lateinische Philologie, Italienische Literatur und Rätoromanisch. Nach ihrer Habilitation war sie Redaktorin am *Dicziunari rumantsch grischun*, wissenschaftliche Leiterin des *Thesaurus proverbiorum medii aevi*, dann Ordentliche Professorin für Romanische Philologie an der Universität Bern. Ihre Publikationen beschlagen ein weites philologisches Feld.

gwonete & ungwonets

chlettverschlüss sind ja e schööni sach und e prakti-schi alternatiive, aber irgend emaal müend d chind gliich leere schue binde. iich zum biischpil als rächts-händer: zeerscht de lingg bändel über de rächt ie für der eerscht chnopf, dänn mit de lingge hand es mäschli bbüschlet und mit em rächte bändeli drumme gfaare, ie gschloffte und aazoge. aber probier s doch emaal uf di ander siiten ume, es isch chëibe schwèèr. mer gspüürt, wie d gwonet fèèlt, d rutiene.

jaa, d gwonet isch e schööni sach. eme metzger zueluege, wie siini händ chönd gschnetzlets schniide, da stuunisch. ich hett scho lang d fingerbeeri ab.

aber grad so gèèrn mach i s au emaal umgeert. wënn i d schuufeln oder d gablen anderscht ume hebe, dänn mèrk i, wie s tuet, dänn gspüür i der ablauf. und miini kompjuutermuus liit ëxtra uf de lingge siite, dass die hand e chli mee z tue überchunt. underdesse han i mi draa gwönt, und s gaat grad e so guet wie rächts oder na besser. de ben huur, won er uf d galèere verbannt gsi isch, hät bi siim hauptme de wunsch taa, dass er uf em schiff imer wider d siite doerfi wëchsle, suscht wèèr di siin körper ësiitig trenniert. momoll, hät de hauptme ddänkt, dèè maa hät siini zuekumft nani uufggèè.

alternatiiven usszprobiere, das loont sich. erfindige hät s ggèè, wil öpper hät wele mit ere guutschen ooni ross faare, oder es fluugzüüg boue, wo ooni bënziin flüügt.

je besser dass öpper öppis gwönt isch, umso schwèèrer fällt s em, uf die gwonet z verzichte. de mark twain beschriibt nöimet, wie sich di ägyptische gleerte, wo zëètuusigi vo zëiche gkënt händ... wie sich die gweert hebid gege d schrift mit nu 25 buechstabe: wil dänn ires ganz wüsse für d chatz gsi wèèr. (èr ziilet mit siim gschichtli natüürli uf di ënglisch

ortografi: deet chan es wort wie through, wo drei luut hät, gèèrn emaal sibe buechstabe bruuche, us luuter gwonet.)

mit alternatiive händ au vil poliitiker müe. wie wënn s müeßtid d schue anderscht ume binde. si chönd nöd draa glaube, dass öppis anderscht chönt wèèrde, als wie s scho imer gsii isch.

alternatiive: si zëiged öis, dass es mee weder ëi löösiggit. drum losed di ëinte, zum us den iigfaarene glëis use choo, öppen emaal de wëltsch sänder.

oder ebe, si lësed zur abwëchslig en teggst uf züritütsch.

NB. ë tönt wie ä (die fläsch isch nöd schlëcht) und v tönt wie f (fascht volle).

senkrecht

- 1 ... sei schwer, aber hier macht er sich gut, da oben links
- 2 femme fatale, 1897, bei Wedekind
- 3 kleiner «Ort», wird gern umschrieben und nicht beim Namen genannt
- 4 Gedicht von Albrecht von Haller und schön zu sehn im Föhn
- 5 übernatürliche Erscheinung auf offenem Felde?
- 6 rufen verlorne Seelen
- 7 das internationale Dialektinstitut (Abk.), 1976 in Krams/Niederösterreich gegründet
- 10 ruft dauernd oder singt seinen eigenen Namen
- 11 steigt hinauf bis auf 1800 Meter
- 12 gebietet dem Puls Einhalt (vgl. Titel)
- 16 Jetzt reicht's aber!
- 17 letztes Wort so manchen Liebesschwurs
- 18 wo die Citronen blühn
- 24 muss vor langem gelebt haben, dass man sagen kann: vor ...s Zeiten
- 26 Die Medizin rinnt wie Honig den Hals hinab und kann kaum überdosiert werden.
- 30 Doppelbuchstabe auf dem Bug, als Zeichen für den monetären Zenit
- 33 eine Dehnung, die sich unweigerlich gegen Ende der Ferien bemerkbar macht

Wer bis ende September 2011 das richtige Lösungswort auf unserer Webseite eingibt (www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch/Lösungswort), nimmt an der Verlosung von 3 CDs «luschtigi und weniger luschtigi gschichte» teil.

Aus: «Glarner Mundart», Situation 15: Zahlen

Eis, zwei, drüü,

es Beerwiib gaht i d Chnüü;

vier, füüf, sechs/sächs,

e Struuch, das isch es Gwächs;

sibe, acht, nüün,

das Chind, das het es Ghüün [*Geschrei*]

zeche/zäche, ölf, zwölf,

etz hämer dä wider Wölf;

driizeche, vierzeche, fufzeche, sechzeche,

der uulidig [*unerträglich*] Chnaab folget e kä Läche [*überhaupt nicht*];

sibezeche, achzeche, nüünzeche, zwänzg,

ds Ämd [*Emd*], das isch im Augschte noch stäänts [*steht noch*];

Hüt sind nu **ei Maa**, **ei Frau** und **eis Chind** i d Theaterprob chuu. Mir hätted aber sölle **zwii Manne**, **zwii Fraue** und **zwei Chind** ha, as mir d Rolle vu dene drii Chnabe und dene zwei Meitli hätted chänne spile, wil ja eis vu allne noch mos suffliere.

Wänn eine z Züri unde **füüf**, **nüün** und **zeche** seit, dä isches bimiinemeid [*unweifelhaft*] e bödige [*echter*] Glarner und het ds Glarnertüütsch noch käs bitzeli verleernet.

Hans Rhyner-Freitag, Glarner Mundart – tüünt doch meijöörisch schüü!. Ein Lehr- und Übungsbuch mit Texten, Sprechproben auf CD und einem Glossar. Glarus 2011, Südostschweiz Buchverlag. ISBN 978-3-905688-82-5.

ABONNEMENTSBESTELLUNG



NOCH HABEN WIR WENIGER ABONNENTEN ALS ERHOFFT – MIT 27 FRANKEN FÜR DIE 3 HEFTE IM JAHR HELFEN SIE UNS, DIE ZEITSCHRIFT UND DIE WEBSEITE WEITERZUFÜHREN.

BESTELLUNG

- Jahresabonnement 2011 für 27 Franken
- Gönnerabonnement 2011 für 50 Franken
- Heft 3/11 als weitere Probenummer

NAME

STRASSE

PLZ ORT

TELEFON

MAIL

DATUM

Per Post an
Thomas Marti,
Untere Hardegg 32
4600 Olten
Oder online über
www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

VORZUGSANGEBOT



Der Schweizerische Verein für die deutsche Sprache (SVDS) hat sein hundertjähriges Bestehen zum Anlass genommen, eine Jubiläumsschrift herauszugeben.

Weder eine langatmige Vereinschronik noch eine umfangreiche historisch-gelehrte Abhandlung für ein paar Eingeweihte und Spezialisten – vielmehr beleuchtet die Schrift in kurzweiligen, informativen Beiträgen den Gegenstand, der im Zentrum der Tätigkeit des SVDS steht, die deutsche Sprache in der Schweiz. Die Sprache ist das Instrument der Schriftstellerinnen und Schriftsteller. So äussern sich denn im ersten Teil der Schrift sprachbewusste Autorinnen und Autoren zu ihrem Umgang mit der Sprachsituation in der deutschen Schweiz. In einem zweiten Teil präsentieren fachlich fundierte, kurzweilige Beiträge, die sich an ein interessiertes Publikum richten, wesentliche Gesichtspunkte der deutschen Sprache in der Schweiz. Weiter finden sich im Band einige Streiflichter auf die Geschichte des SVDS.

Leserinnen und Leser der Zeitschrift **SCHWEIZER-DEUTSCH** erhalten das Buch bis Ende September 2011 zu einem **Sonderpreis von 15 Franken** zuzüglich Versandkosten. Bestellungen online über www.sprachverein.ch

ADRESSEN

VEREIN SCHWEIZERDEUTSCH

Präsident: Alfred Vogel
Postfach 111, 8460 Marthalen
052 319 21 79
av@alfredvogel.ch
www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

Bärdütsch-Verein

Präsident: Prof. Dr. Hans Ruef
Lediweg 16, 3854 Oberried am Brienersee
033 849 16 84
www.baernduetsch-verein.ch

Verein Schweizerdeutsch – Gruppe Zürich

Präsident: Dr. Heinz Gallmann
General-Wille-Strasse 288
8706 Meilen
044 793 24 54
hgallmann@quickmail.ch
www.spraach.ch/zuersch

Verein Schweizerdeutsch – Gruppe Zugerland

Präsident: Dr. Beat Dittli
Fuchsloch 10, 6317 Oberwil bei Zug
041 710 32 47
beat.dittli@bluewin.ch

SPRACHSTELLE

Auskunft und Beratung zu allen die schweizerdeutschen Dialekte betreffenden Fragen erhalten Sie von unserer Sprachstelle:

Dr. Alfred und Renate Egli
Untere Heselbachstrasse 1, 8700 Küsnacht ZH
044 910 73 78
alfred.egli.wildi@gmail.com

Bitte geben Sie auch bei einer Anfrage per Mail Ihre vollständige Adresse an.

VERANSTALTUNGEN

VEREIN SCHWEIZERDEUTSCH

Jahresversammlung 2011

Samstag, 10. September 2011
vormittags: Jahresversammlung des VSD
nachmittags: Teilnahme an der Jubiläumsveranstaltung des Bärndütsch-Vereins
Die detaillierte Einladung finden Sie auf Seite 17 dieses Heftes.

VSD GRUPPE ZÜRICH

Zürichdeutschkurse

für Personen mit guten bis sehr guten Deutschkenntnissen, welche Schweizerdeutsch (besser) verstehen und auch selbst sprechen lernen möchten.

Neue Kurse für Anfänger und Fortgeschrittene:
vom 24. Oktober 2011 bis 27. Februar 2012, montags 18.30 Uhr, Kantonschule Hottingen, Minervastrasse 14, Zürich

Auskunft und Anmeldung: www.spraach.ch
oder Dr. Alfred Egli, Küsnacht 044 910 73 78

Lehrmittel: Renate Egli-Wildi, Züritütsch versta, Züritütsch rede

Veranstalter: Verein Schweizerdeutsch, Gruppe Zürich

AUSFLUG: Samstag, 1. Oktober 2011

Literarisch-heimatkundliche Wanderung im Oberland mit Richard Ehrensperger

VORTRÄGE im Lavaterhaus, St. Peterhofstatt 6, 8001 Zürich
Mittwoch, 19. Oktober 2011, 18.15 Uhr

Niklaus Bigler, 149 Jahre Schweizerdeutsches Wörterbuch

Mittwoch, 16. November 2011, 18.15 Uhr

Felix Aschwanden, Das Urner Wörterbuch

Mittwoch, 7. Dezember 2011, 14.30 Uhr

Thomas Gadmer und Erika Hössli, Walsertdeutsch

BÄRDÜTSCH-VEREIN

Samstag, 10. September 2011, 13.30 Uhr

Jubiläumsfeier 20 Jahre Bärndütsch-Verein

im Yehudi Menuhin Forum am Helvetiaplatz

Es spricht Hansruedi Spichiger, Beauftragter für kirchliche Angelegenheiten des Kantons Bern.

Es singt der Berner Motettenchor.

AUSSTELLUNGEN

Landesmuseum Zürich, bis 18. September 2011

Mani Matter (1936–1972)

Dienstag–Sonntag 10–17 Uhr, am Montag geschlossen

IN DER NÄCHSTEN NUMMER

**Landschaft zwischen Wildi und Zäämi:
Uri und seine Mundart**

Hochdeutsch als Schulsprache

Josua Boesch, d Psalme. Züritüütsch